

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 33.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von Rudolf Lavant.

Ein Novemberspätabend, wie er im Buche steht. Der Sturm fährt heulend und pfeifend durch die engen und winkligen Gassen und Gäßchen einer mitteldeutschen Handels- und Universitätsstadt, die sich bereits zur werdenden Großstadt ausgewachsen hat und zeitweilig ein Mittelpunkt deutschen Geisteslebens war. Wo diesem wilden Herbststurm auf seiner Siegesbahn ein lothrer Biegel oder ein angebrochener Dachziegel aufstößt, da hebt er ihn aus und führt ihn spielend davon, und die Essenköpfe prüft er eingehend auf ihre Widerstandsfähigkeit. Dazu schneit und regnet es wirr durcheinander, und wer sich im Freien befindet, hat seine liebe Noth, die Augen offen zu behalten.

Desto behaglicher ist es hoch oben im letzten Stock eines sehr hohen und sehr schmalen, mit plumpen Erkern wenig vortheilhaft herausgeputzten alten Hauses, das seine Front den Promenadenanlagen, seine Rückseite einem, in launischen Schlangenvindungen angelegten, düstern und herzlich unfreundlichen Gäßchen zuwendet. Da das Haus in der Front seinen Fuß in die Mitte einer sanft nach der Promenade abfallenden Böschung setzt, welche zur andern Hälfte von einem kleinen Garten eingenommen wird, so erscheint das Parterre, welches seinen Eingang von dem Gäßchen aus hat und dort ebenerdig ist, zu welchem aber vom Garten aus eine Treppe emporführt, von der Promenade aus als ein erstes Stockwerk, und die bösen Zungen, welche behaupten, die „Bude“ des Rechtskandidaten Franz Wendt befinde sich im fünften Stock eines thurm hohen Gebäudes von nur drei Fenstern Front, können sich für diese fast lieblose Verleumdung wenigstens auf den oberflächlichen Anschein berufen.

Doch wie dem auch sei, es war recht behaglich da oben. Ein grüner Schirm dämpfte das Licht der Lampe, auf dem weißgedeckten Tisch vor dem alterthümlichen und darum bequemen Sopha stand eine frischangebrochene Kiste Cigarren und der eiserne Ofen strahlte eine so ausgiebige Wärme aus, daß die Energie, mit welcher ein zweifellos sauberes und beinahe schmuckes Dienstmädchen Schaufel um Schaufel voll Kohlen nachschob, ziemlich unmotiviert erschien.

Eine andere Auffassung der Sachlage schien der voll- und rothwangige junge Mann zu haben, der es sich in einem augenscheinlich für die bizarren Körperverhältnisse eines arg Verwachsenen gebauten, für jeden Normalkörper unbrauchbaren Lehnstuhl bequem zu machen suchte, ohne damit zurecht kommen zu können. Die Cigarette aus dem Munde nehmend, sagte er nämlich mit vielem Wohlwollen und in fast verbindlich-chevalereskem Tone:

„So ist's recht, Fräulein, kacheln Sie nur tüchtig ein, denn einer von den Herren, die ich heute das erstemal hier bewirthe, friert auch im wärmsten Zimmer wie ein Windspiel und würde selbst in der Sahara höchstens eine Matkühle konstatiren. Bier haben Sie also besorgt und um elf bringen Sie den Thee, — er muß aber stark sein, sonst fallen sie alle über mich her.“

„Es ist alles in Ordnung, — aber sollten die Herren nicht um acht kommen? Es ist jetzt grade einviertel neun.“

„Das nennt man das ‚akademische Viertel‘, aber es ist allerdings in der letzten Zeit eine bedenkliche Bummellei eingerissen. Doch halt, — hören Sie nicht jemanden die Treppe heraufkommen?“

Die Gefragte konnte sich die Antwort sparen, denn in der That ließ sich ein schwerer, stapfender, etwas unsicherer Schritt vernehmen und gleich darauf trat ein junger Mann ins Zimmer, schüttelte die nassen Flocken von seinem Hute, warf den Ueberzieher ohne Umstände auf einen Stuhl und trat, nachdem er seinem Wirth die Hand gedrückt, an den Ofen, um sich die erstarrten Hände zu wärmen.

„Ist das ein Hundewetter!“ meinte er dann, mit einer Verbeugung gegen das hinausgehende Mädchen, welches er jetzt erst zu bemerken schien. „Aber an unserm Abend kommt aufs Wetter nichts an, und ich bin sogar wieder der Erste, wie ich sehe.“

„Sie sind exemplarisch pünktlich, lieber Born, aber von Ihnen freut mich das garnicht. Es wäre mir viel lieber, Sie gewöhnten sich eine geniale Unpünktlichkeit an und brächten es fertig, sich um eine Stunde zu versehen.“

„Da hört aber doch alles auf; den anderen werfen Sie bei jeder Gelegenheit die Unpünktlichkeit und Unzuverlässigkeit vor, und ich soll nicht einmal pünktlich sein dürfen; wann werde ich es denn endlich einmal recht machen?“

„Lieber Born, Sie verkennen ganz, daß Sie ein Dichter sind, was von den andern nicht gesagt werden kann; Sie vergessen ganz, daß Sie nicht bloß das übliche Trauerspiel verbrodhen haben, sondern das Lamm gewesen sind, welches der Welt Sünde trägt, daß Sie unsere Verbindlichkeiten der tragischen Muse gegenüber mit übernommen und statt des Pflicht-Trauerspiels deren fünf von Stapel gelassen haben, auf diese Weise unsere sträfliche Pflichtvergessenheit sühnend. Sie haben die Schatten Barbarossas, Heinrichs des Löwen, Heinrichs des Vierten, Karls des Fünften und Rudolfs von Habsburg nochmals heraufbeschworen, und die Welt erwartet von Ihnen, daß Sie auch die übrigen deutschen Kaiser dramatisiren und Raupach überrauschen werden.“

Wendt hielt inne und Born fragte, gute Miene zum bösen Spiele machend:

„Also Ihr altes Thema! Aber Sie können Sich die Aufzählung der von mir Verherrlichten, sowie der von mir Gemordeten und noch zu Mordenden sparen; sagen Sie mir lieber, was meine wirkliche oder angebliche Dichteritis, um Arvenbergs jüngsten Kalauer zu adoptiren, mit meiner Pünktlichkeit zu schaffen hat. Jrgend eine Bosheit lauert da wieder im Hintergrunde.“

„Bosheit! Aber, lieber Born, wessen halten Sie mich fähig? Habe ich Sie nicht immer in Schutz genommen, wenn die andern schonungslos auf Sie einhadden? Habe ich es nicht durchgesetzt, daß Ihr ‚Heinrich der Löwe‘ in meinem Lesekränzchen mit vertheilten Rollen gelesen —“

„Gelesen werden sollte — allerdings!“ war die lakonische Erwiderung.

„Daß dies Vorhaben sich nicht realisiren ließ, hat an unberechenbaren, unglücklichen Zufälligkeiten gelegen, wie Sie wissen. Aber jetzt einmal ganz im Ernst. Wenn ich Ihren Dichterberuf bedenke, so stört mich Ihre Pünktlichkeit. Sie sind überhaupt viel zu sehr der solide, junge Mann, den die Väter lieberlicher Söhne als Muster aufstellen, dem die Mütter heiratsfähiger Töchter mit ermutigendem Wohlwollen zunicken. Sie haben keine Schulden, Sie haben keine Liebchaften, Sie trinken nie ein Glas über den Durst, Ihre Wäsche ist stets so sauber, Ihre Kleidung so adrett und modern, — es ist so garnichts Zerrißenes, Unstütes, leidenschaftlich Bewegtes an Ihnen und —“

„Nun hab' ich's aber satt! Also ein Dichter muß nach Ihrer Meinung in einem defekten Phantasiekostüm herumlaufen, seine Wäsche muß quantitativ und qualitativ der ‚edlen Polen aus der Polatei‘ in Heine's Gedicht erfolgreich Konkurrenz machen, er muß bis über die Ohren in Schulden stecken und wenigstens einmal wöchentlich schwer bezechet aus einer Gasse gefischt werden, und ein oder lieber gleich einige Verhältnisse zu verheirateten Frauen haben, die womöglich zu Duellen —“

„Sie karrikiren, aber so leichten Kaufs werden Sie mich nicht los. Ich kenne Sie doch nun schon lange, aber von Sturm und Drang habe ich an Ihnen nie etwas bemerkt. Die Phantasie und das Gefühl spielen Ihnen nie einen Streich, sie gehen nie mit Ihnen durch, und wenn Sie in dieser langen Zeit ein einziges mal verliebt gewesen sind, so lasse ich mich hängen. Gestehen Sie, das Theaterbillet, welches Sie der kleinen Büffetmamsell im Café Berlin schenkten, ist Ihre einzige erotische Anstrengung gewesen, und da die Liebe auch für das Drama und die Tragödie unerlässlich ist und man doch nur das zu schildern vermag, was man an sich selber erlebt und mit dem eignen Herzen und den höchst eigenen geehrten Nerven empfunden hat, so ist's ganz erkärllich, daß uns die Frauenzimmer in Ihren Tragödien als der größte Stein des Anstoßes erschienen sind.“

„Sie haben gut reden; wie kann ich bei meiner ungewissen Zukunft aus Heiraten denken? Ich muß froh sein, wenn ich mich mit Ach und Krach durchschlage und es vielleicht soweit bringe, daß ich mir einmal einen Vorleser halten kann. Mit meinen Augen wird es ja nie wieder besser und mehr als acht Seiten täglich kann ich nicht lesen, und auch die nicht ohne Tubus.“

„Aber, lieber Freund, beachten Sie einen Moment den furchtbaren Saltomortale, den Sie da eben gemacht haben! Ich spreche vom Verlieben für Ihre dichterischen Zwecke — Sie sprechen vom Heiraten! Mit Ihnen ist eben rein nichts anzufangen. Sie sind unverbesserlich solid und moralisch, und das ist sehr gut für Ihren Ruf, aber sehr schlimm für Ihre Dramen.“

Born wollte eben erwidern, als ein dritter ins Zimmer trat. Er schnaupte beträchtlich, weinschon erschüttert nur zum Scheine, warf sich, wie zum Tode erschöpft, ins Sopha und sagte dann:

„Die Hühnersteigen — sechs doch mindestens? — wären überstanden! Aber was war denn das für ein Disput? Hat sich Born verlobt und hat ers unter sechzigtausend Thalern gethan?“

Wendt brach in ein schallendes Gelächter aus, fuhr sich mit allen Zeichen des Vergnügens durch das ziemlich dicke und buschige Haar, streichelte wohlgefällig seinen Henriquatre und sah Born erwartungsvoll an. Dieser verließ seinen Platz am Ofen, nahm sich eine Cigarre und tastete suchend auf dem Tische herum, bis er endlich das Schächtelchen mit den „Schweben“ gefunden hatte.

„Es scheint mir heute wieder trübselig gehen zu sollen. Eben hat mir Wendt eine kolossale Pauke gehalten und nun fangen Sie an, Arvenberg! Nun bin ich bloß neugierig, was die andern

für Laune mitbringen, — es wäre am Ende das Beste, ich salvirte mich durch die Flucht.“

„Sie brauchen nicht zu denken, daß ich Born zu nahe getreten bin,“ bethenerte Wendt. „Ich habe ihm nur gesagt, daß er in seinem ganzen Privatleben alles dichterische Fluidum vermissen läßt, daß es demselben an aller malerischen und interessanten Unordnung fehlt —“

„Als wenn das zu bezweifeln wäre! Lieber Born, Ihr ganzes Unglück ist, Sie haben zuviel Geld, es geht Ihnen viel zu gut — und dabei haben Sie nicht einmal Bedürfnisse,“ gab Arvenberg zurück.

Das wurde mit einem Tone gesagt, in dem sich, bei anscheinendem Ernst der Ueberzeugung, Gutmüthigkeit, Humor und Satire eigenthümlich mischten, und von Satire wetterleuchtete es denn auch in dem feinen, klugen Gesicht, das nur durch die gebogene Nase an den semitischen Typus erinnerte.

Born mußte selber lachen. „In dem Wahnsinn ist allerdings Methode. Ich und zuviel Geld! Tausend Mark jährlich — mehr kann ich nicht aufgehen lassen, und wäre ich nicht arm wie eine Kirchenmaus, ich würde die verwöhnte Nase Arvenbergs gewiß nicht durch meine väterlichen Freimaurercigarren beleidigen.“

„Es hilft aber alles nichts, es geht Ihnen dennoch zu gut, soviel Selbsterkenntniß Sie auch bezüglich der Qualität Ihrer Infamia an den Tag legen. Würden Sie sonst nicht die herrliche Gelegenheit benutzen, die Sie als Lehrer der englischen und französischen Literatur an einer Fortbildungsschule für höhere Töchter haben?“

„Welche Gelegenheit? Und wozu benutzen?“ fragte Born mißtrauisch, während Wendt, die Fortsetzung des Spottgesprächs mit vielem Vergnügen an den neuen Ankömmling abtretend, sich eine neue Cigarette drehte.

„Aber, Lamm Gottes, das fragen Sie noch? Sie stehen vor einem halben Hundert junger Mädchen, vom Backfisch bis zur gereiften Jungfrau, von denen jede einzelne das Prädikat ‚Goldfisch‘ verdient, Sie sind ihr Literaturlehrer, man ist selbstverständlich bis über die rosen, kleinen Ohren in Sie verliebt, und Sie lassen ein geschlagenes Jahr vergehen, ohne Sich die hübscheste, liebenswürdigste und interessanteste von Ihren andächtigen Schülerinnen gekapert zu haben! Wissen Sie, daß das unverzeihlich und unverantwortlich ist, daß man Sie insgeheim beschuldigen wird, Fisch-, beziehentlich Froschblut in den Adern zu haben? Und dabei kommt ihm noch zugute, daß er zwar ein wenig hager und steif ist, aber sonst ein ganz passabler Junge, namentlich seitdem er meinen Rath befolgt, seinen zu langen Hals durch Steftreagen zu maskiren, daß er einen hübschen, blonden Schnurrbart hat, daß er im Rufe eines firmen Klavierpielers steht, daß ihn der Nimbus des Dichters umfließt, sobald er sich entschließen kann, ganz im Vorbeigehen eine Bemerkung über seine noch der Aufführung harrenden unsterblichen Dramen einfließen zu lassen! Nein, Born, ich verzweifle an Ihnen, — Sie kommen nie auf einen grünen Zweig!“

Der also Apostrophirte machte ein Gesicht, wie zusammengefahrenes Milch, und erwiderte unwirsch:

„Nun kommen Sie mir auch noch mit meinen weiblichen ‚Hörern‘, nun soll ich gar noch eine von den Geheimraths-, Gerichtsraths- und Banquiers-Gänschen heiraten, die mir mit ihrem albernem Gezißel und Gefischer und Gezißper und Gepißper das Leben so sauer machen, daß ich die Sache gründlich satt habe! Wissen Sie, daß ich drauf und dran bin, diese Stellung aufzugeben?“

„Wundert mich garnicht, — aber warum irritirt Sie der Backfisch- Uebermuth?“

„Ach was, ich gebe mir die erdenklichste Mühe, ich bereite mich sorgfältig vor, ich quäle mich damit ab, die Frauenzimmer in das Verständniß Shakespeare's einzuführen, und finde nicht die geringste Empfänglichkeit und darum auch keine Aufmerksamkeit. Und doch sind das lauter ‚höhere‘ Töchter!“

„Ja, sehen Sie, Born, da liegt der Fehler. Sie sind wieder viel zu gründlich, viel zu gewissenhaft, viel zu wissenschaftlich, und bringen Sich dadurch um alle Wirkung. Glauben Sie denn, die jungen Damen werden von dem Bestreben, sich zu bilden und etwas zu lernen, in die Lehrstunden geführt? Die Sache ist Mode, es ist Chic, eine solche Anstalt zu besuchen, also kann man sich nicht ausschließen, ohne beredet zu werden. Und statt nun die so Gepreßten zu unterhalten und zu amüsiren, statt ihnen von allem nur den leichten, süßen Schaum zu geben, doziren Sie, als hätten Sie Studenten vor sich, und werden — langweilig,

begehen also ein Majestätsverbrechen. Sie sollten den Humor, der in der Situation liegt, begreifen, Sie sollten in souveräner Ironie über den Menschen und Dingen stehen und sie nehmen, wie sie sind, um sich dann heimlich oder in unserm Kreise über den „Zauber“ zu mokiren, — aber das können Sie nicht und das — ist schade.“

„Ein schönes Kompliment,“ murkte Born, der ziemlich nachdenklich zugehört hatte, nun aber in Eifer gerathen zu wollen schien. Da wurde er durch das Erscheinen zweier neuen Ankömmlinge unterbrochen, denen das Dienstmädchen mit gefüllten Biergläsern auf dem Fuße folgte.

„Ich habe Keiniß auf der Treppe eingeholt, — ihr hättet ihn nur stutzen hören sollen, im reinsten heimatlichen Allemannisch! Uebrigens bin ich entschuldigt, — da!“ sagte der Jüngere von beiden, indem er einen in eine Nummer der „Kölnischen Zeitung“ gepackten Gegenstand auf den Tisch legte. „Ich schlage vor, wir debizziren diese meine kostbare Jagdbeute von heute Abend unserm braven Wendt, in Anerkennung der gastlichen Bewirthung, die er uns bereitet.“

„Ach was, Wendt verdient eher eine Strafe, als eine Belohnung,“ warf der andere dazwischen, ein kleiner, schwächlicher, beweglicher Mann mit forschenden Augen und schon merklich ergraudentem Kopf- und Barthaar. „Wie kann denn ein vernünftiger Mensch in einen solchen Photographiralon ziehen, in einen solchen verwünschten Glaskasten, wie dieses Zimmer, das mit zwei Fenstern nach der Promenade und mit zwei weiteren nach der Gasse sieht, auf der dritten Seite die Thür nach der Treppe hat und nur auf der vierten eine ordentliche Wand?“

Arvenberg schien nur auf diese Anregung gewartet zu haben, denn er bemerkte sofort bedenklich:

„Ich fürchte allerdings, daß es in kurzer Zeit höllisch kalt in diesem Gewächshause sein wird, — wollen Sie nicht einmal nach dem Feuer sehen, Wendt?“

Dieser erwiderte lachend:

„Da hat Sie also Keiniß, der ewige Kritiker, glücklich in Alarm gesetzt! Sie werden aber nicht frieren, dafür verbürge ich mich, denn ich habe ein ganzes Kohlenbergwerk zu versenden. Ueberdies habe ich alles mögliche gethan, Ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Da Sie kein Biertrinker sind, habe ich eine Flasche Weißwein für Sie besorgt — und zwar keine naumburger

Schattenseite — Sie bekommen zum Thee englische Cakes und wenn Sie zum Wein etwas haben wollen, so stehen Ihnen Knackmandeln und Traubenrosinen zur Verfügung, — Sie lieben ja dergleichen, das ist so ziemlich stadtkundig.“

„Ich mißgönne Arvenberg seine süßen Genüsse keinen Moment,“ warf Keiniß dazwischen, „aber wie in aller Welt kommen Sie auf den Einfall, solche kostspielige und gewohnheitswidrige Veranstaltungen zu treffen?“

„Ueber die Kostspieligkeit können Sie Sich beruhigen. Sie wissen doch, es ist meine Force, mich zu Dinern und Soupers einladen zu lassen und bei einem hochfeinen Diner — das Menu steht Ihnen zu Diensten — äußerte ich kürzlich scherzend gegen die Frau vom Hause, indem ich für Süßrüchte verbindlich danke, daß ich bedauerte, einen meiner liebsten Freunde nicht zur Stelle zu haben, da er all diesen Herrlichkeiten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen würde. Eine Viertelstunde später stürzte sie mir zu, daß sie einen großen Papiersack voll der süßen Waare in meinen Paletot habe stecken lassen — für meinen Freund, fügte sie hinzu, indem sie drohend den Finger hob und andeuten zu wollen schien, daß sie zarteren Besuch argwöhnne.“

„Geschieht Ihnen schon recht, Wendt!“ fiel Born ein. „Mich solls gar nicht wundern, wenn man auch in diesen Kreisen, in denen Sie bisher nur als handfester Boulardenvertilger bekannt waren, Wind davon bekommt, wie vielen jungen Mädchen Sie schon die Ansichten Goethes über die Sittlichkeit der Sinnlichkeit erläutert haben.“

„Aha, vendetta per Mentana!“ lachte der Angegriffene, aber er mußte sich sofort gegen einen neuen Angreifer wenden, denn der jüngere von den letzten Ankömmlingen sagte:

„Wendts Schwäche für das schöne Geschlecht ist mindestens ebenso stadtbekannt, als Arvenbergs Kuchen- und Konfekt-passion; eben deshalb wollte ich mir erlauben, ihm den Itlis zu überreichen, den ich vor einer Stunde im Garten meiner Wirthsleute in einer Fuchsfalle gefangen und durch einen Schuß in den Kopf kunstgerecht vom Leben zum Tode gebracht habe. Das Fell gibt einen reizenden kleinen Wuff; Wendt kann denselben der jetzigen Inhaberin seines Herzens verehren und kommt somit auf billigem Wege zu einem ganz respektablen Weihnachtsgeschenk für seine Donna.“

(Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Ich kann diesen impertinenten Menschen nicht vergessen. Nachdem er in einem Briefe, der von Grobheiten strotzte, die Handelspolitik der „Alten Welt“ auf das heftigste angegriffen, kam er selbst zu mir ins Bureau. „Ich habe mein Geld in Aktien gesteckt,“ schrie er und begleitete seine Aussage mit einem lebendigen Mienenspiel, „und das Geld habe ich, weil ich Ihren Berichten Glauben geschenkt hatte, verloren!“ Er schlug mit der Faust auf den Tisch und besänftigte sich erst, als ich ihm meine Unschuld an diesem Verlust bezeugte. — „Wie können Aktien so schnell fallen, wenn da nicht ein Schwindel dahinter steckt? — He? — Waren sie vor acht Tagen noch al pari, warum nicht heute? — He? — Sind wir in Rumänien?“ — Ich ließ mir die Sache erzählen. Der Herr hatte von einem Banquier Aktien, die von bedeutenden Häusern der Stadt ausgegeben und in der „Alten Welt“ dem Publikum empfohlen waren, gekauft in der Voraussetzung, daß sein Geld darin gut angelegt sei. Kaum waren die Aktien an der Börse exportirt, so sanken die Preisnotirungen mehr und mehr, bis endlich die Aktien wohlfeil waren wie „alte Semmeln“. — Ich mußte mir selbst zugestehen, daß hier irgend etwas nicht in Ordnung sei, und indem ich mich so äußerte, erbot ich mich, unter der Hand nach der Ursache dieser Börsenspekulation zu forschen. „Mir selbst ist es nicht angenehm, mit Menschen zusammen zu arbeiten, denen jemand harte Vorwürfe, und ich werde alles aufbieten, zu erfahren, ob der Redakteur des Handelstheils einen solchen Vorwurf verdient.“ — „Sie werden mir Nachrichten geben,“ versetzte der Mann lachend, „welche, weiß ich im voraus, D, man darf in der Welt nur nichts Gutes von den Menschen denken, das wäre Narrheit!“ — Da sprang

ich von meinem Sitze auf, heftig, drohend, und indem ich auf die Thür zeigte, rief ich: „Sie werden die Wahrheit hören!“ — Der Mann schritt langsam hinaus, und ich hörte deutlich, wie er vor sich hinsprach: „Alles Spitzbuben, alles Spitzbuben!“

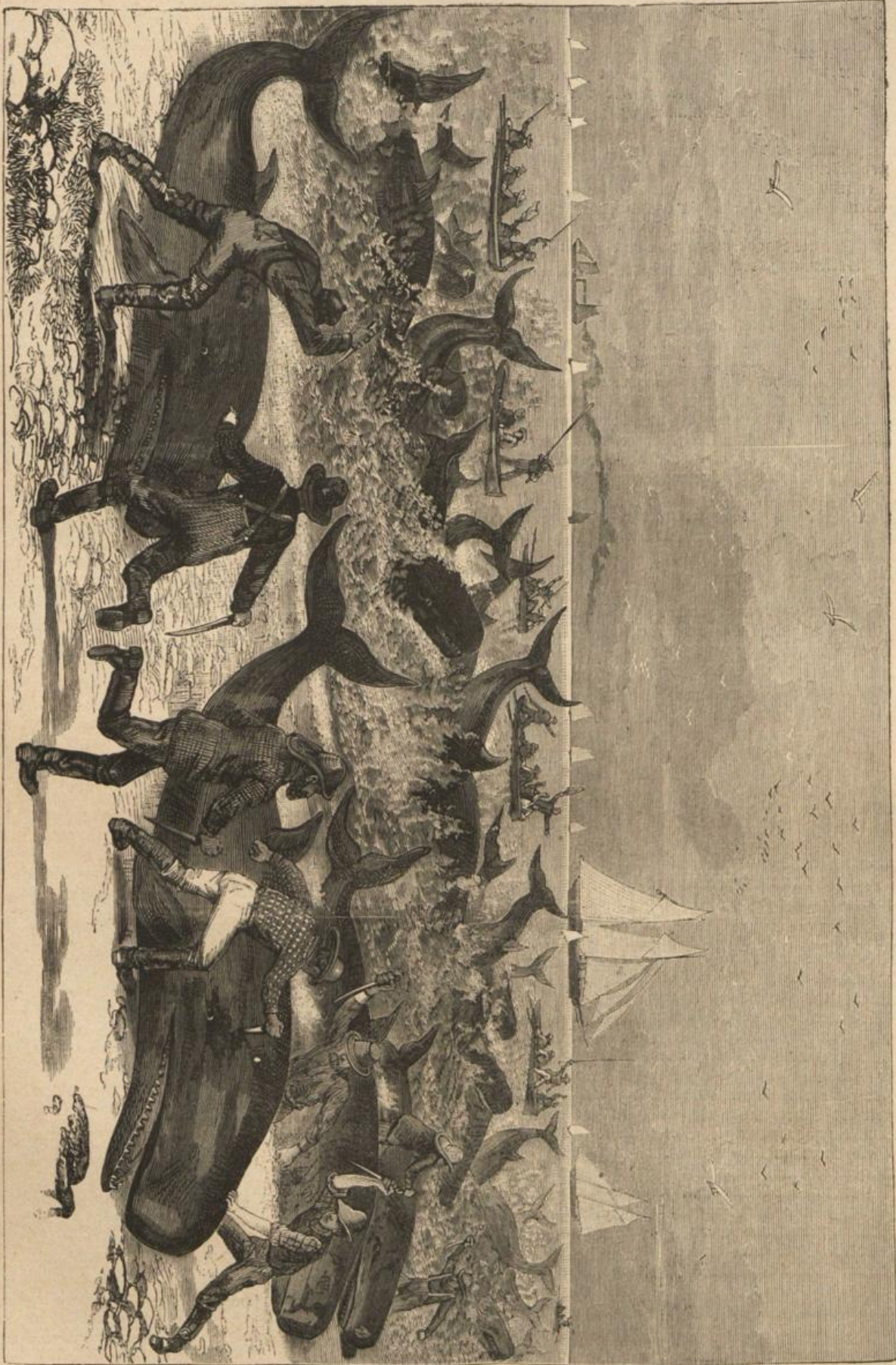
In der heutigen Nummer der „Provinzzeitung“ stand ein längerer Artikel, ebenfalls gegen die Handelspolitik unserer Zeitung gerichtet. Man deutete darin an, daß die Redaktion mit den Börsenspekulanten in Verbindung stünde und einen Theil des Gewinnes als Lohn erhielt. Man drohte zum Schluß mit Beweisen und erzählte sodann die Geschichte der Aktien jenes Herrn, dessen ich in diesen Blättern schon Erwähnung that. Wolfenbauer kam, außer sich vor Aufregung, in die Redaktion. Er fragte nach Doktor Müller, dem Handelsredakteur, und als dieser gleich darauf, lächelnd und die Nummer der Provinzzeitung in der Hand haltend, das Zimmer betrat, fuhr er diesem entgegen mit den Worten: „Sie haben's schon gelesen, Doktor?“ — „Gewiß! Lächerlich! Eine Infamie! Ein Zeitungskniff; der Provinzzeitung fehlt es an Abonnenten!“ versetzte dieser. „Und was denken Sie, Herr Doktor?“ — „Ich?“ fragte Wolfenbauer. „Ich denke, man muß sofort eine Entgegnung bringen.“ — „Objektiv, ruhig“ versetzte Müller, dann zog er ein Papier aus der Tasche und sagte: „Ich habe eine Berichtigung aufgesetzt. Hören Sie: Die heutige Nummer der Provinzzeitung bringt einen Artikel, der in unzweideutigster Weise unser Institut und besonders unsere Handelspolitik angreift. Wir überlassen es unseren Lesern, zu beurtheilen, ob wir jemals etwas anderes geschrieben und mitgetheilt, als die Wahrheit, und das Ergebnis, wie es allemal der Moment mit sich brachte. Wir sehen den Verleumdungen den Erfolg und den guten Ruf unseres langjährig bestehenden

Unternehmens entgegen und sind sicher, daß der von der Bosheit abgeschneidete Pfeil auf die Brust des Urhebers zurückschnellen je ruhiger wir. Das hat Erfolg!" — Damit zogen sich die beiden Herren in ein Kabinett zurück und die aufregende Neugier war vorläufig abgethan. Was hinter den Kulissen vorging oder vorgeht? Geduld. —

— Mir wird es mit jedem Tage unheimlicher auf meinem Sessel! — Ich habe zwar mit dieser vermaledeiten Handelsaffäre als Redakteur des Feuilleton nichts zu schaffen, aber die Sache geht mich zu gut, lehnt doch auch etwas an. — Mein Versprechen, dem Herrn recht bald Aufklärung über die werthlos gewordenen Aktien zu geben, habe ich noch nicht erfüllen können. Doktor Müller meinte, ich hätte mit dem Menschen nicht soviel Umstände machen sollen, denn man könne als Redakteur doch nicht für jede Korrespondenz und jedes Wort, das man in Eile und Aufregung schreibe, verantwortlich gemacht werden; das wäre nun einmal so der Lauf der Welt, zu gewinnen und zu verlieren, heut arm und morgen reich zu sein, und diesem natürlichen Gesetz müsse man sich fügen, wolle man nicht den Schein der Unbesonnenheit und Thorheit auf sich nehmen. „An der

wird!" — „Superb," rief Wolkenbauer, „ganz ausgezeichnet! Schnell hinauf an den Sekstasten damit. Je heftiger der Gegner, Börse heißt es immer *va banque*," sprach Doktor Müller lachend, „grade wie auf einem Schlachtfelde; wer die meiste List anwendet,

Gang von Schwarzhäutern an der Küste von Manhattan in Massachusetts. (Seite 395.)



der ist der Sieger!" — Diese sophistischen Phrasen konnten mir selbstverständlich nicht behagen, und ich scheute mich nicht, dem guten Herrn ins Gesicht zu sagen, daß mir in allem, was er da gesprochen habe, kein rechter Sinn, und besonders kein rechtlicher Sinn, zu liegen scheine. — „Was verstehen Sie von dem Handel und von der Börse?" rief Müller heftig. — „Soviel," gab ich

zurück, „daß ich zu beurtheilen verstehe, ob das Geschäft ein ehrliches oder ein unehrliches ist. Das Gefühl des Rechts werden Sie mir wohl nicht absprechen."

— Müller lachte laut auf: „Was heißt Recht? — Was wollen Sie an der Börse mit Recht?"

Fällt es heute einem Minister ein, eine unfreundliche Depesche an eine fremde Macht zu senden, so ist so gleich Ebbe an der Börse und die Papiere der fremden Macht erleiden Verluste. Ist das Recht?

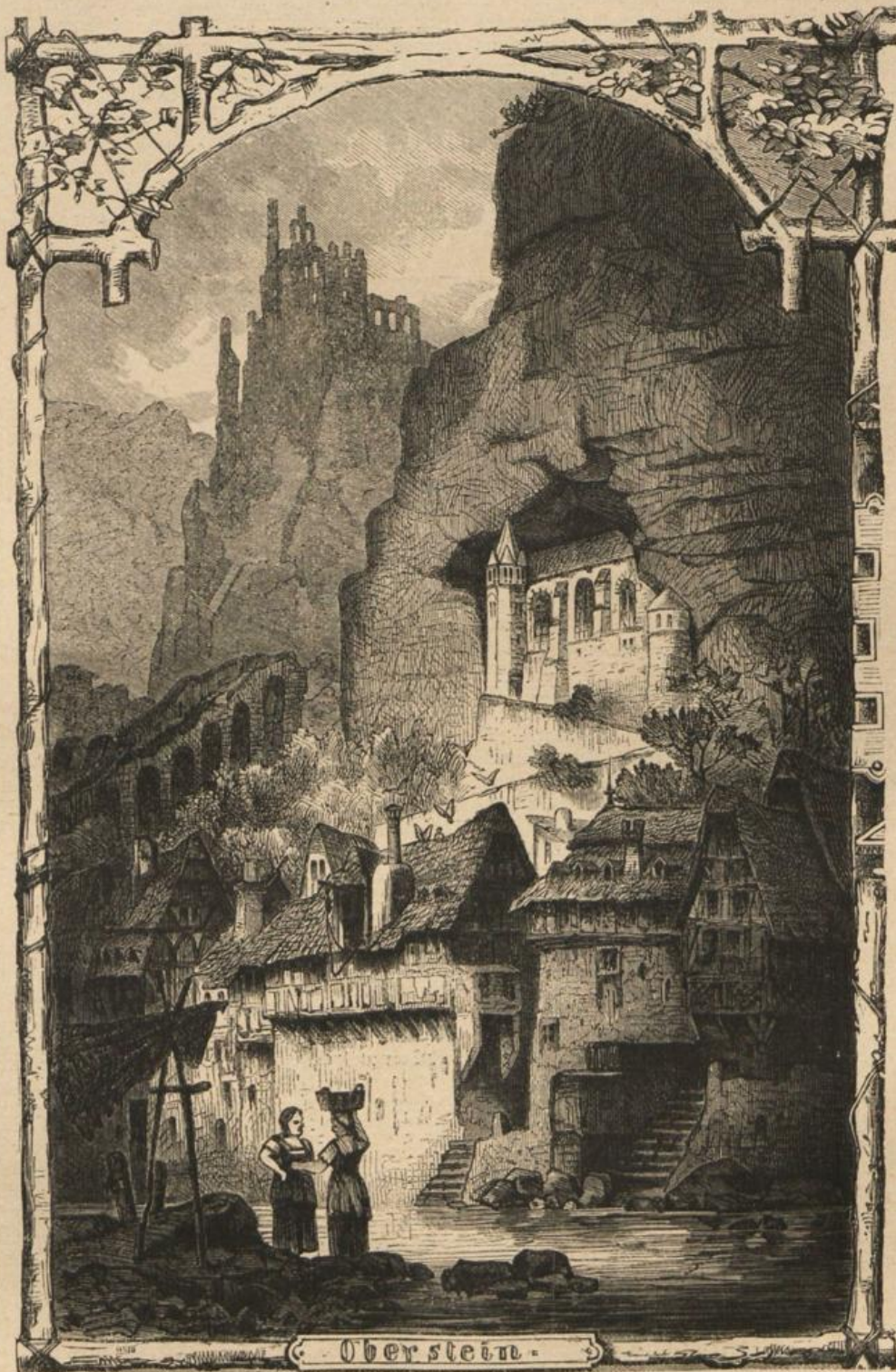
Steht der Chef eines bedeutenden Handelshauses mit einflußreichen Kreisen der Regierung in Verbindung und weiß er so ungefähr den Lauf der diplomatischen Ereignisse voraus, dann richtet er seine Ein- und Verkäufe darnach ein, fingirt offizielle Mittheilungen, lockt seine Geschäftsfreunde in den Sumpf und bereichert sich auf Kosten der Ueberlisteten. Ist das Recht? Und wo ist in der kaufmännischen Welt Recht? Zeigen Sie mir ein Geschäftshaus, das auf dem Fundamente Ihres simplen Rechts stände!?

— Ueberlistung, Vernichtung des Gegners, das sind die leitenden Grundsätze und sind es immer gewesen! — Der Herr, dessen Geschick Sie so bemitleiden, hat sich bereichern wollen, wollte über Nacht sein Vermögen verdoppeln. Nun, da er bestraft ist für seine Gier, schreit er wie ein Kind, das mit Feuer gespielt und sich verbrannt hat. — „Er hätte nicht sein Vermögen verloren, hätten wir vor den Aktien rechtzeitig gewarnt." — „Fatum ist, daß er an der Börse hat spielen wollen. Wer mit etwas spielt, das er nicht kennt, darf nicht murren, wenn

es ihm ein Leid zuzügt," entgegnete Müller, nahm seinen Hut und verabschiedete sich in der Voraussetzung, daß er mit dem letzten Satz eine feine Pointe gegen mich ausgespielt habe. — Nach dieser Unterredung versank ich in ein tiefes Brüten; mir war es im Kopf ganz sonderbar, und alle Augenblicke hörte ich noch Müller sprechen: Was ist Recht? — Vor meiner Seele ließ

ich alle hervorragenden Zweige der menschlichen Thätigkeit vorbeistreichen, je mehr, je länger ich bei allen das Recht als Grundprinzip suchte, je dumpfer ward es in meinem Hirn. —

Ich war wohl acht Tage nicht bei Liebers gewesen. Freimann und ich, wir hatten in letzter Zeit eifrig studirt. Als ich die Familie gestern Abend besuchte, fand ich nur den alten Herrn vor. Mutter und Tochter waren verreist. „Meine Leute kommen morgen zurück," sagte der alte Herr, seine Pfeife mit Wohlbehagen rauchend. Ich setzte mich zu ihm. — Wir sprachen von mancherlei. Der alte Herr brachte auch gelegentlich die Konversation auf die Enthüllungsgeschichte in der Provinzzeitung. „Eine böse Geschichte das," sagte er nach einer Weile. „Nun, da der Ragenjammer über unser Land hereingebrochen, das viele Geld in Stückwerke hineingeplempert ist, da fängt es an zu grauen; ein jeder wüch sich den Schlaf aus den Augen und es wird ihm klar, daß er einen berauschenden



Oberstein

Schwant erlebt hat. Mancher wird, da es in seiner Börse elendiglich trübe aussieht, seinen Nachbar des Raubes anklagen, des Betruges bezichtigen, kurz, verantwortlich machen für das, was er selbst mit vielem Vergnügen mit unternommen hat. In Frankreich, lieber Freund," fuhr der Alte fort, „warf sich damals jeder in die Brust und rief: Gloire de la patrie! Wir Deutschen lachten über diese kindliche Eitelkeit, und nun — leiden wir selbst an dieser Gloire de la patrie. Man wirthschaftete nach Wohlgefallen, wie ein Mensch, dem plötzlich das große Loos in den

Schooß gefallen ist und nicht weiß, was er mit seinem Geld und Glück gleich anfangen soll. Vor lauter Vergnügen arrangirte man einen Fastnachtsball. In aller Eile und wie im Nu entstanden an allen Enden prächtige Bauwerke; schlecht gezinnt, leicht gegründet. Das mußte eines guten Tages zusammenfallen. — Wo zwei unternehmende Köpfe waren, da etablirte sich eine Aktiengesellschaft. Wie die Pilze nach lästigem Regenwetter, so sproßten aus dem Boden unseres Vaterlandes diese auf den Bankrott eingerichteten industriellen Unternehmungen empor. Es waren Eintagsfliegen. Am Morgen trank man Champagner, am Mittag kam der Leichenwagen und am Abend war das Ganze eine Ruine. Jeder beeilte sich, theil an dem großen Fischzug zu nehmen. Die Zeitungsschreiber steckten zumeist mit diesen Aktienmachern unter einer Decke. Sie lobten das Unternehmen, halfen so die Aktien an den Markt bringen und steckten für ein paar unbedeutende Druckzeilen ein Paß Aktien als Douceur ein. Sie wurden auf diese Art unwillkürlich Aktionäre und Börsenspekulanten. Die große, die goldne Zeit hatte jeden Strupel

geheiligt, hinweggeschwächt. Und auf diesen Freuden- und Siegestaumel ist nun die Enttäucherung gefolgt. Es wird eine schreckliche in Bezug auf die Nachwirkung sein. Die Magazine sind mit Waaren überhäuft, der Preis der Lebensmittel ist um ein Bedeutendes gestiegen, der Lohn, die Einnahmen sind gefallen, die Bedürfnisse geblieben. Die Haushalter haben nicht weise gewirthschaflet, sie haben auf einmal ihre Schränke und Speisekammern geöffnet, und nun gähnt überall Dede und Leere. — Ihr Doktor Müller wird auch nicht skrupulös gewesen sein, und war er klug, so könnt ihr ihm nichts beweisen. Nur vor dem Tribunal der moralischen Ueberzeugung kann man ihn richten, — doch welche Wirkung wird dieses Richterthum auf ihn ausüben? — Aber nun habe ich Ihnen genug vorgezwängt,“ sagte Lieber. „Stecken Sie endlich Ihre Cigarre an, vergessen Sie auf ein Stündchen die leidige äußere Welt, und indem wir die Gläser in die Hand nehmen, wollen wir auf irgendetwas, was uns gemeinsam lieb und werth ist, anstoßen!“ — „Bravo!“ rief ich. „Ihre Damen sollen leben!“ (Fortsetzung folgt.)

Zum neunten Mai.

Ein Gedenkblatt von Bruno Geiser.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Das Titanische, das überwältigend Bedeutende in Schillers Wesen, wie es aus den Zügen unseres Porträts uns entgegenblitzt, macht sich nirgend entschiedener und unleugbarer geltend, als da, wo er als Anwalt der höchsten Ideen der Menschheit und als Richter der Gedanken und Bestrebungen seiner Zeit auftritt.

Wer Schillers dichterische und prosaische Arbeiten studirt — denn studiren muß sie auch der Scharfsinnigste, der Literaturkundigste, der mit den besten Geisteswaffen Ausgerüstete, nicht bloß lesen und wieder lesen, wenn er ihn ganz verstehen, den erstaunlichen Reichthum seiner Gedanken nach Gebühr ermessen will, — bei dem wird sich neben der Bewunderung für die außerordentliche poetische Kraft, welche sich ihm überall offenbart, auch das Gefühl geltend machen, daß er sich in dem Banne eines gewaltigen, politischen Genius befindet, eines Genius, vor dessen Augen nicht nur die politischen und sozialen Gestaltungen seiner Gegenwart mit allen ihren Schwächen und Fehlern unverhüllt offenlagen, sondern der auch in die Zukunft schaute, wie in ein aufgeschlagen Buch, und kommenden Geschlechtern wie seinen Zeitgenossen die Wege gewiesen hat, die sie zum Ziele der Völkerfreiheit und des Völkerglücks zu wandeln haben.

Poeta — propheta — der wahre Dichter ist Prophet — das hat sich an keinem so glänzend bewährt, als an unserem Schiller!

Und seines Volkes Prophet und Führer zu sein, bei dessen Wanderung durch die Wüste der geistigen Unreife und sittlichen Niedrigkeit in das gelobte Land der wahren inneren Freiheit, deren äußere, garnicht erst besonders zu erstrebende, ganz von selbst dem geistigen Kerne sich organisch angestaltende Form die sozialen und politischen Einrichtungen sind, — diese höchste Aufgabe des Dichters und des Menschen überhaupt, „den unwohlften Blick zu öffnen und die tausend Quellen dem Durstenden in der Wüste zu zeigen,“ — wie er selbst sagt, — hat Schiller stets unwandelbar vor der Seele gestanden und hat er gelöst in unvergleichlicher Weise.

Berühen wir, die Hauptmomente seines Wirkens mit einem Blicke zu umspannen, um Grund oder Ungrund dieser Behauptung zu erkennen.

Mit den „Räubern“ wagte der kaum zwanzigjährige Dichter den ersten großen Wurf. Es war ein Schuß ins Schwarze der furchtbar zerrütteten Zustände jener Zeit, zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Er leuchtete mit grellem Fadeschein in die finstere Nacht des „tintenfleckenden Säkulums“, dieses „schlappen Kaiserthums“ hinein und zeigte, daß seine Zustände das Verbrechen zum Siege und die Tugend zur Vernichtung führen müßten. Gegen so furchtbare Verrottung ließ er sich den Räuber, den losgebundenen aller Empörer, als Vertreter der kettenbelasteten Menschheit, erheben; der Mann, der sich ganz auf sich selbst gestellt, der kein anderes Gesetz gelten lassen will, als seinen eigenen Willen und die Laune eines

Augenblicks, er spricht und handelt im Namen der Gerechtigkeit, deren oberstes Gesetz das der persönlichen Freiheit ist, weil diese keinen anderen Fürsprecher mehr findet. Und der Räuber erweist sich zum Schlusse bis zur Selbstvernichtung unterthan dem Gesetze, in dem er die Gerechtigkeit der Wiedervergeltung anerkennt.

Was er in den „Räubern“ begonnen, setzte er im „Fiesco“ fort. Spielt in jenen der Guerillakrieg entfesselter, nur auf Vernichtung des Bestehenden gerichteter Leidenschaften seine zerstörende Rolle, so gilt es hier dem zweckbewußten Kampf für eine bestimmte politische Idee.

Einzelherrschaft und Republik stehen sich im „Fiesco“ gegenüber. Die Zügel der Herrschaft führt ein Mann, Andreas Doria, der dem Gemeinwesen, das er sich unterworfen, die dankenswertheften Dienste geleistet. Aber das Recht, über die vielen zu herrschen, hat sich auch damit der Eine nicht erwerben können; noch weniger aber das Recht, seine Herrschaft so zu stabiliren, daß sie sein unwürdiger Erbe mit den todtten Schätzen, die jener hinterließ, übernehmen dürfte. Gegen die Usurpation erhoben sich die Vielen, nicht als Räuber, sondern als politische Verschwörer, deren Führer, Fiesco, Graf von Lavagna, dem Maler zuzust: „Du stürzest Tyrannen auf Leinwand, bist selbst ein elender Sklave! Geh, deine Arbeit ist Gantelwerk — der Schein weiche der That.“ Aber es sind mißvergnügte Nobili, der dem Tyrannen zunächststehende Adel — der die Doria stürzt, und der Graf von Lavagna vermog der Versuchung nicht zu widerstehen, welcher der im Momente des Aufruhrs als Diktator gebulbete Erste der Verschwörer ausgesetzt ist: an die Stelle des Tyrannen von gestern tritt der Sieger von heute, und diesen stürzt in der Stunde des höchsten Triumphs der Repräsentant des starren Republikanenthums, der alte Verrina, der selbst, wie die Leute alle, die nichts weiter sind, als Revolutionäre, nur Tyrannen verjagen oder morden und nicht freie Staaten aufbauen kann. „Ich gehe zum Andreas“ — zu dem von den Verschworenen vertriebenen „Tyrannen“ Andreas Doria, — damit endet die Tragödie, wie Eliquen- und Klassenverschwörungen allezeit geendet haben und allezeit endigen müssen.

In dem ein Jahr nach „Fiesco“ vollendeten Drama „Kabale und Liebe“ wandte sich Schiller mit der Anklage auf unerträgliche Erbärmlichkeit so unzweideutig und so schonungslos gegen die damaligen Zustände Deutschlands, wie es bis dahin ganz unerhört gewesen. Selbst Lessing hatte den Schauplatz seiner „Emilia Galotti“ noch nach Italien verlegt, um seiner Tragödie in Deutschland die Existenz zu ermöglichen; Schiller brandmarkte offen vor allem Volke den deutschen Duodezdespoten, der seine Unterthanen wie Viehheerden an den Meistbietenden zum Abschachten zu verkaufen und in jämmerlicher Mätressenwirthschaft Hab und Gut seines Volkes zu vergeuden pflegte, sammt der feilen Adelsippe, die bei ihm höfisch scherwenzte, und dem verworfenen Handlangervolk seiner Beamten. Diesem in Grund und Boden hinein verdorbenen Theile der Gesellschaft jener Zeit gegenüber ergriff Schiller Partei für den sittenreineren Bürger-

stand, an dem nichts mehr auszufehen war, als daß er die moralische und intellektuelle Kraft nicht besaß, der Korruption von obenher zu steuern.

Wie in „Fiesco“ sich der Adel unwürdig und unfähig zugleich erwies zur Schöpfung menschenwürdiger Verhältnisse, so zeigte sich in „Kabale und Liebe“ der Bürgerstand allzu ideenleer und charakter schwach, um als Träger politischer Zukunftshoffnungen ertieft zu werden.

Damit waren diejenigen Volksgruppen erschöpft, welche zu Ständen äußerlich geordnet in jener Zeit vorhanden waren. Anderswo, als bei ihnen, mußte der Hebel der Gedankenrevolution mit Aussicht auf Erfolg anzusetzen sein. Andere Ziele, als sie im Gesichtskreise des Adels und Bürgerthums lagen, mußten abgesteckt werden, um eine Bewegung schaffen zu helfen, welche das Volk in ihre Kreise zog.

In den nächsten Jahren arbeitete Schiller am „Don Carlos“. Dieser verhält sich zu den vorhergegangenen Trauerspielen nicht „wie das Ziel zum Weg“, wie Schillers Biograph Hoffmeister meint, in ihm versucht der Dichter vielmehr einen neuen Weg zu einem neuen, höheren Ziele zu gehen.

Sein Freiheitsideal erscheint hier nicht mehr als ein trügerischer Schemen, wie in den „Räubern“, die befreiende That ist nicht mehr geheftet an die Fesseln eines bestimmten Standes, wie im „Fiesco“, eines Standes, der selbst nichts Besseres vermag, als die junge Freiheitsstaat sofort wieder zu zertreten, aus dieser Tragödie gähnt uns auch nicht der ganze Jammer hoffnungslos verderblicher Zustände entgegen, wie in „Kabale und Liebe“, in dem der Musikus Miller, der mit seinem abwechselnden Zähneknirschen vor Wuth und Zähneklappen vor Angst so kostbar das niedere Bürgerthum von damals repräsentirt, während die von zarteren Gefühlen regierte Jugend nichts Besseres zu thun weiß, als sich zu vergiften; hier im „Don Carlos“ tritt entschleiert das vornehmste Strebeziel wahren Menschenthums auf die Bühne. König Philipp der Zweite hat es erfaßt und spricht es aus, nachdem er die furchtbare Szene an der Leiche des Marquis Posca mit seinem Sohne Carlos durchlebt:

... Für einen Knaben stirbt
Ein Posca nicht. Der Freundschaft arme Flamme
Füllt eines Posca Herz nicht aus. Das schlug
Der ganzen Menschheit. Seine Reigung war
Die Welt mit allen kommenden Geschlechtern.

Und Posca war es selber, der es dem Könige gesagt, was er vorher keinem Menschen noch vertraut:

Marquis. — Ich kann nicht Fürstendiener sein.
(Der König sieht ihn mit Erstaunen an.)

Ich will
Den Käufer nicht betrügen, Sire. — Wenn Sie
Mich anzustellen würdigen, so wollen
Sie nur die vorgewogene That. Sie wollen
Nur meinen Arm und meinen Muth im Felde,
Nur meinen Kopf im Rath. Nicht meine Thaten,
Der Beifall, den sie finden an dem Thron,
Soll meiner Thaten Endzweck sein. Mir aber,
Mir hat die Tugend eignen Werth. Das Glück,
Das der Monarch mit meinen Händen pflanzte,
Erschuf' ich selbst, und Freude wäre mir
Und eigne Wahl, was mir nur Pflicht sein sollte.
Und ist das Ihre Meinung? Können Sie
In Ihrer Schöpfung fremde Schöpfer dulden?
Ich aber soll zum Meißel mich erniedern,
Wo ich der Künstler könnte sein? — Ich liebe
Die Menschheit, und in Monarchien darf
Ich niemand lieben, als mich selbst.

Das Glück aber, das Posca für die Menschheit reklamirt, das ist nicht jenes Glück, welches Monarchen ihren Völkern zu gönnen pflegen:

Doch, was der Krone frommen kann — ist das
Nuch mir genug? Darf meine Brudersiebe
Sich zur Verfürzung meines Bruders borgen?
Weiß ich ihn glücklich — eh' er denken darf?
Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückseligkeit,
Die Sie uns prägen, auszustreun. Ich muß
Mich weigern, diese Stempel auszugeben. —
Ich kann nicht Fürstendiener sein.

Freilich verlohnte es sich der Mühe, zu versuchen, ob nicht auch in eines Königs Herz der Funke edler Menschlichkeit zum wärmenden Feuer, zur leuchtenden Flamme zu entfachen wäre:

Weihen Sie
Dem Glück der Völker die Regentkraft,
— — — — — stellen Sie der Menschheit
Verlorenen Adel wieder her. Der Bürger
Sei wiederum, was er zuvor gewesen,
Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
Als seiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte*).

Ein gewaltiges, hohes Ziel, das Posca dem Könige stellt! Wie aber sollte derselbe König, der die Menschen zu verachten gelernt hat, weil sie keine Sklaven waren, die Begeisterung finden, ihm zuzustreben?

Marquis. Ich höre, Sire, wie klein,
Wie niedrig Sie von Menschenwürde denken,
Selbst in des freien Mannes Sprache nur
Den Kunstgriff eines Schmeichlers sehen, und
Mir dünkt, ich weiß, wer Sie dazu berechtigt.
Die Menschen zwangen Sie dazu; die haben
Freiwillig ihres Adels sich begeben,
Freiwillig sich auf diese niedre Stufe
Herabgestellt. Erschrocken fliehen sie
Vor dem Gespenste ihrer innern Größe,
Gefallen sich in ihrer Armut, schmücken
Mit feiger Weisheit ihre Ketten aus,
Und Tugend nennt man, sie mit Anstand tragen.
So überkamen Sie die Welt. So ward
Sie Ihrem großen Vater überliefert.
Wie könnten Sie in dieser traurigen
Verstümmelung — Menschen ehren?

Darum ist sie nur ein Zugeständniß an die Günst des Augenblicks, diese Probe mit dem auf dem Throne grau gewordenen Könige. Des Königs Sohne, dessen Herz für das Edle noch weit und freudig geöffnet ist, Don Carlos, gilt die Ideenpropaganda des Menschheitschwärmers Posca, — vielleicht möchte er zur That machen können, was sein Vater kaum zu begreifen vermocht. Aber auch er nur vielleicht — der Schwärmer Posca kennt seine Zeit:

Die lächerliche Wuth
Der Neuerung, die nur der Ketten Last,
Die sie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
Wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden.

Die Wahrheit seiner Einsicht besiegelt Posca mit seinem Tode; und daß seine freilich nicht gar zuversichtliche Hoffnung, sein Schüler Carlos werde der königliche Herold des Evangeliums freier Menschlichkeit werden, eitel war, lehrt erschütternd genug der Ausgang der Tragödie. Nicht das über dem geknechteten Volke in traditioneller Erdengöttlichkeit thronende despotische Königthum triumphirt, sondern unüberwindlich und unerbittlich, wie das Fatum, die Anankte, die über den Göttern thronende Schicksalsmacht der Alten, greift die Kirche in der Gestalt des 90jährigen Cardinal-Großinquisitors in die letzten Szenen, um den König Philipp zu strafen für den Hauch freier Regungen, von welchen er seine von der Kirche gesalbte Stirn hat leise berühren lassen, und Carlos, in dessen Brust die Saat Posca's Wurzel gefaßt, erbarmungslos zu vernichten.

Wer erkennt nicht in dieser Jugendtragödie unseres größten Dramatikers, von dem verzweifeltsten Räuberriege gegen alles Bestehende bis zur Proklamirung der Menschenrechte im „Don Carlos“ das Wetterleuchten der kaum drei Jahre nach Vollendung dieses letzten Dramas gewitterhaft unerwartet und gewaltig hereinschlagenden französischen Revolution?

Nach der Schöpfung des „Don Carlos“ trat eine lange Pause

*) Die folgenden dreizehn Verse stehen nur in der ersten Auflage!

Der Landmann rühme sich des Pflugs und gönne
Dem König, der nicht Landmann ist, die Krone.
In seiner Werkstatt träume sich der Künstler
Zum Bildner einer schöneren Welt. Den Flug
Des Denkers hemme ferner keine Schranke,
Als die Bedingung endlicher Naturen.
Nicht in der Vater Sorge stillem Kreis
Erscheine der gekrönte Fremdling. Nie
Erlaub' er sich, der Liebe heilige
Mysterien unedel zu beschleichen.
Die Menschheit zweifle, ob er ist. Belohnt
Durch eignen Beifall, berge sich der Künstler
Der angenehm betrogenen Maschine.

ein in Schillers dramatischem Schaffen; er sammelte Material und Kräfte zu einem mächtigeren Werke noch, als die früheren gewesen waren. Er studierte mit aufreibender Ausdauer Geschichte und vertiefte sich in die schwierigsten Probleme der gerade in jener Zeit durch Kant zu voller Blüthe gebrachten Philosophie. Er ließ seine politischen wie seine kunstwissenschaftlichen Ansichten an der Sonne des Gedankens ausreifen, um endlich den rechten Weg zu finden, der die Menschheit zur Freiheit und zum Glücke führen müsse und um der Mittel Herr und Meister zu werden, welche seinen Ueberzeugungen die Herzen allen Volkes erschließen sollte.

Die französische Revolution fesselte dabei auf das lebhafteste sein Interesse; mit sicherem Blicke erkannte er das gewichtige Moment, welches der politischen Umwälzung in Frankreich die allerhöchste Bedeutung verliehen hat für alles, was ein Recht hat, sich Mensch zu nennen: die Erhebung des Willens der Massen, der Gesamtheit des Volkes zum höchsten Staatsgesetze.

1794 schrieb er an einen Freund in Paris:

„Der Mensch, wenn er vereinigt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und die Details in die Augen fallen. — Wer Sinn und Lust hat für die große Welt, der muß sich in diesem weiten Elemente gefallen. — Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich einfließen, nicht geärgert werden. — Wer dieses Auge nun entweder nicht hat, oder nicht geübt hat, wird sich an kleine Gebrechen stoßen und das schöne, große Ganze wird für ihn verloren sein.“ —

Aber Schiller war nicht der blöde Tagespolitiker, welcher den Schlag auf Schlag sich abspielenden Ereignissen einer bewegten Zeit gegenüber nur das Nachsehen hat, er war eben in der Politik der kraft seiner Genialität weithinausschauende Poet und

Prophet, der grade in jenen Tagen, als die junge französische Republik den Gipfel ihrer Macht erstiegen, als es ihr gelungen war, gegen die hunderttausende, welche die koalirten Monarchen Europas gegen sie ins Feld schickte, mehr als eine million freihheitsstrunkener Streiter ins Feld zu senden, ihren baldigen Untergang voraussah und sagte. An Vernichtung jenes Volksstaats durch die monarchischen Söldnerschaaren aber fiel es ihm nicht ein zu denken, obgleich dies das Naheliegende, für den gewöhnlichen Verstand weitaus Wahrscheinlichste gewesen wäre — nein, er schaute die Zertrümmerung durch einen Cäsar voraus, obgleich der, der da kommen sollte, der weltunterjochende Korje, kaum zum Brigadegeneral aufgerückt und, soeben aus der französischen Armee entlassen, in Paris der Guillotine näher als dem Kaiserthron ein unbeachtete, vielfach bedrängte Existenz führte.

Schiller, der in seinen 1795 erschienenen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen der revolutionären Bewegung der Franzosen das ideale Motiv zuerkennt, „das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbrüderung zu machen“, konnte sich über die nothwendigerweise zurückgebliebene Charakterentwicklung der so plötzlich zur Herrschaft gelangten Massen nicht täuschen, er wußte, daß „der freigebige Augenblick ein unempfindliches Geschlecht“ fand und vermochte zu schreiben:

„Die französische Republik wird ebenso schnell aufhören, als sie entstanden ist; die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen und früher oder später wird ein geistvoller kräftiger Mann erscheinen, — er mag kommen woher er will — der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern vielleicht auch zu einem Theile von Europa machen wird.“ — (Schluß folgt.)

Verbrennung und Wärmeeffekt unserer Brennmaterialien.

Von Rothberg-Lindener.

(Fortsetzung.)

Einen weiteren Einfluß auf den Grad der Brennbarkeit übt das spezifische Gewicht aus, und zwar im allgemeinen im gleichen Sinne, wie der Gasreichtum, da, mit Ausnahme von Torf, das spezifische Gewicht um so kleiner ist, je mehr Gase entwickelt werden, oder bei der Verkofung entwickelt wurden. Die durchziehende Luft nimmt von dem spezifisch leichteren Stoff in gleichen Zeiten einen größeren Theil weg, als von den schwereren.

Der Vorgang des Entzündens von Brennstoffen zeigt gleichfalls, je nach der Art derselben, sehr wechselnde Erscheinungen, die für deren praktische Benutzung beachtenswerth sind. Der größte Unterschied ist bei den natürlich vorkommenden vorhanden, und es steht Holz, das 80 pCt. gasförmige Produkte entwickelt, auf der ersten, Anthrazit dagegen von sämtlichen Brennstoffen auf der letzten Stufe der Entzündlichkeit. Es kommt aber hier außer den schon erwähnten physikalischen Eigenschaften der Dichte und Porosität noch das Wärmeleitungsvermögen in Betracht, das theilweis mit der Porosität zusammenhängt, indem der poröse Stoff gewöhnlich schlechter leitet. Die bessere Wärmeleitung führt zu einer raschen Abführung des brennenden Theiles dieser Körper, der infolge davon leichter unter die zur Entzündung, also auch zum Weiterbrennen erforderliche Temperatur sinken kann. Man kann das schon beobachten an verschiedenen Arten von Holzkohle. Die Weilerkohle, die bei beschränktem Luftzutritt bereitet wird, weniger Gase abgegeben hat, dichter ist und besser die Wärme leitet, als die leichtere Bäckerkohle, entzündet sich schwerer und erlischt in der Regel, wenn sie nur an einem Ende angezündet wird, während die letztere die Entzündung über die ganze Masse fortsetzt und ohne weitere Zuführung von Wärme vollständig verbrennt. Ebenso verhalten sich hierin die Koks unter einander sehr verschieden; die aus gasreicheren Kohlen hergestellten sind brennbarer und entzündlicher. Aber dieselbe Art Kohle liefert, wenn zur Gasbereitung verkokt, einen leichteren, entzündlicheren Koks, als wenn sie in Koksöfen auf Hüttenkoks verarbeitet wird, da im ersteren Fall die Erhitzung rascher vor sich ging und die so entwickelten Gase den Koks blasiger, poröser machten. Je dichter die Substanz ist, ein um so besserer Leiter für Wärme wird dieselbe, um so rascher wird die an einer Stelle erzeugte Wärme weiter in die übrige Masse fortgeführt; je dichter ferner die Sub-

stanz, um so weniger Angriffspunkte bietet sie dem Sauerstoff der Luft dar, um so weniger Wärme kann somit an einer bestimmten Stelle in der Zeiteinheit neu hervorgebracht werden. Wird zur Entzündung Wärme an eine kleine Stelle eines großen Stückes dichter, harter Kohle geführt, so wird nur eine verhältnißmäßig starke Wärmequelle die Kohle ins Glühen versetzen können; ein Fortbrennen findet jedoch nach Entfernung der Wärmequelle nicht statt, da die Wärme rasch weiter geleitet und wieder an die Luft oder an benachbarte Substanz abgegeben wird, und da die durch die Verbindung von Sauerstoff mit dem kleinen Theil der noch glühenden Kohle neu gelieferte Wärme zu gering ist, um die Entzündungstemperatur lausrecht zu erhalten. Ein an einer kleinen Stelle glühendes Stück Kohle wird deshalb fast schwarz, wenn es außer Verbindung mit anderen brennenden Körpern kommt; ebenso erlischt ein aus dem Ofen genommenes, durch die ganze Masse glühendes Stück Kohle sehr rasch an der Luft, da die von der ganzen Oberfläche durch Strahlung und Leitung an die vorbeiziehende Luft abgegebene Wärme, welcher Vorgang zugleich schnell von dem Innern nach der Oberfläche fortschreitet, größer ist als die in derselben Zeit durch Verbindung mit dem Sauerstoff der Luft neu produzierte. Die an den Wänden der Gasretorten durch Verfehlung von Kohlenwasserstoffen abgesetzte Kohle besitzt den höchsten Grad von Dichtigkeit und Leitungsfähigkeit für Wärme und ist deshalb fast unverbrennlich.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß man, um die schwer entzündlichen Brennstoffe, wie dichte Koks, ältere Steinkohle und besonders Anthrazit zu verbrennen, nicht, wie die allerdings allgemein verbreitete, aber irrige Ansicht zu thun verleitet, dieselben bei Verwendung im Hausgebrauch in den Öfen einem äußerst starken Zug aussetzen, d. h. möglichst viel davon in kurzer Zeit verbrennen muß, sondern daß es nur darauf ankommt, sie im Glühen zu erhalten, um den größten Nutzen an Wärme daraus zu erzielen. Man erreicht das dadurch, daß man die mangelnde Porosität durch mechanische Zerkleinerung der Stücke bis zu Bohnen- oder Nußgröße ausgleicht, den Brennstoff in höherer Schicht auf einem schachtförmigen Feuerherd vereinigt und letzteren noch in gleicher Höhe mit einem schlechten Wärmeleiter (Chamotthon) auskleidet. Man kann dann mit einem kleinen

Quantum Brennmaterial eine andauernde Wärmeerzeugung zu Wege bringen; während andererseits, bei Verbrennung eines größeren Quantum größerer Stücke und bei stärkstem Zug, in derselben Zeit eine übergroße Hitze erzeugt wird, die größtentheils ungenützt entweicht, oder welche die Ofen überheizt, das so schädliche Verbrennen der Staubtheilchen in unserer Zimmerluft hervorbringt, sowie das so lästige Trockenwerden derselben.

Man pflegt auch für den häuslichen Bedarf, falls man die Auswahl hat zwischen verschiedenartigen Brennmaterialien, meist der Bequemlichkeit wegen den leichter entzündlichen und brennbaren den Vorzug zu geben. Vortheilhaft ist das jedoch zumeist nicht. Denn die brennbarere von verschiedenen reineren Kohlen vermag in der Zeiteinheit eine große Menge Wärme zu entwickeln und eine höhere Temperatur zu erzeugen, falls die Verbrennung richtig gehandhabt wird und vollkommen geschieht. Ein solcher Brennstoff verschwindet aber auch um so rascher und wirkt um so weniger nachhaltig; und es handelt sich bei unseren Heizungsbedürfnissen gerade mehr um viel Wärme überhaupt, als um hohe Temperatur, die kurz andauert, ohne nachhaltig zu wirken. Zu gewerblichen Zwecken werden dagegen häufig die entgegengegesetzten Anforderungen gestellt, wonach die Verwendung derartiger Brennstoffe, z. B. für Hochöfen, Porzellanöfen, die allein vortheilhaft sein kann. Wenn dennoch die Verwendung von solchen, zu höchstem Temperatureffekt geeigneten Brennstoffen in Heizöfen ohne thatsächlich stattfindendes Ueberhizen derselben stattfindet, so ist der Grund zumeist der, daß die Verbrennung sehr unvollkommen geschieht, unter großem Kohleverlust durch Rauch, und Wärmeverlust durch entweder übermäßigen Luftzutritt, oder indem nicht die Endprodukte der Verbrennung, nämlich Kohlenäure, Wasserdampf und Ammoniak entweichen, sondern Zerlegungsprodukte, die noch weiterer Verbrennung fähig sind und einen großen, ja den überwiegenden Theil der Wärme in sich gebunden an die Luft entführen.

Das wichtigste und häufigste dieser durch unvollkommene Verbrennung entstehenden Zwischenprodukte ist das, durch seine mörderische Wirkung auf den Menschen beim Einathmen bekannte Kohlenoxydgas. Wie groß nun aber der Unterschied an frei- und unter günstigen Umständen nutzbar werdender Wärme ist, wenn man ein Gewichtstheil Kohlenstoff entweder zu Kohlenoxyd oder zu Kohlenäure verbrennt, ergibt sich aus der That- sache, daß im ersteren Falle nur 2450 Wärmeeinheiten geliefert werden, im letzteren aber 8080, also 5630 Wärmeeinheiten mehr; d. h. vollkommene Verbrennung von Kohle zu Kohlenäure ergibt mehr als den dreifachen Wärmeeffekt als die unvollkommene,

nur Kohlenoxyd liefernde. In Wirklichkeit ist aber im letzten Falle der Verlust noch viel größer, als Zweidrittel der möglichen Wärmemenge, wenn man noch die als Rauch, sowie als unzer- setzte Kohlenwasserstoffe fortfliegende Quantität des verbrauchten Brennstoffes in Betracht zieht. In welchem Grade unsere gegenwärtig vorhandenen Heizungsrichtungen dem eigentlichen Zweck, einer vollkommenen Verbrennung und Ausnutzung des Materials, zu entsprechen vermögen und daher ökonomisch, oder aber des Gegentheils wegen verwerflich sind, soll im letzten Theil dieser Abhandlungen eingehender betrachtet werden.

Um einen vergleichenden Ueberblick über den Brennwerth der gebräuchlichen Brennmaterialien zu gewinnen, muß man natürlich eine vollständige Verbrennung den dahin zielenden Versuchen und Berechnungen zu Grunde legen und die unter dieser Bedingung entwickelte Wärme messen. Das kann in zweierlei Hinsicht geschehen: 1. auf die gesammte Menge der Wärme; 2. in Bezug auf den Temperaturgrad (die Intensität der Wärme). Mißt man die Wärme nur ihrer Quantität nach, so bezeichnet man den gefundenen Werth als Brennkraft (welche noch als spezifischer und absoluter Wärmeeffekt unterschieden wird); bestimmt man aber den Grad der Verbrennungstemperatur, so bezeichnet man diese Zahl als Heizkraft (den pyrometrischen Wärmeeffekt) des beurtheilten Materials. Brenn- und Heizkraft zusammengenommen ergeben den Brennwerth. Man kann den letzteren auch auf den Preis des Materials beziehen, doch ist dieser in Geld ausgedrückte Brennwerth dann nur für einen bestimmten Konsumtionsort und für einen gewissen Zeitpunkt maßgebend.

Zur Ermittlung der Brennkraft, oder der Wärmemenge, welche ein Brennstoff zu liefern vermag, muß man sich, da kein absolutes Maß für Wärme vorhanden ist, damit begnügen, die Wärmemengen zu vergleichen, nämlich anzugeben, um wie viel die aus einem Brennstoff entwickelte Wärmemenge die aus einem andern übertrifft. Nach allgemeinem Uebereinkommen verbrennt man also gleiche Gewichtsmengen derselben und bestimmt, wie viel Wasser dabei durch einen Gewichtstheil um 1 Grad C. erwärmt wird: man drückt also die Brennkraft in Wärmeeinheiten aus. Die auf eine Gewichtseinheit bezogene Brennkraft wird noch speziell als absoluter Wärmeeffekt bezeichnet, während man die auf gleiche Raumtheile (Volumina) bezügliche als spezifischen Wärmeeffekt davon unterscheidet. Man erhält die letztere Vergleichsgröße, indem man den absoluten Wärmeeffekt mit dem spezifischen Gewicht desjenigen Materials multipliziert, das man bestimmen will.

(Schluß folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B.....

(Fortsetzung.)

Nachdem Fritz Lauter eine zeitlang im Gebirge umhergezogen, war er endlich auch auf ein paar Tage Gast des Rittergutsbesitzers Willisch geworden, den er im Auftrage seines Chefs bereits aufgesucht hatte, als er gleich nach seiner Ankunft bei seinen Verwandten Quartier genommen. Willisch hatte ihm so entgegenkommend sein Haus zur Verfügung gestellt, daß sich Fritz dadurch beinahe genirt fühlte. Aber erst jetzt erlaubten dem fleißigen Berichterstatter des „Tageskorrespondenten“ seine Instruktionen, denen er mit peinlichster Gewissenhaftigkeit nachkam, der wiederholten Einladung zu folgen.

Der Tag oder vielmehr der Abend seines Einzuges in das Schloß von Klein-Feldau war von dem „Schloßherrn“ wie ein Fest gefeiert worden. Bier und Wein und zum guten oder vielmehr schlechten Ende noch Grog hatte Willisch kunterbunt untereinander getrunken und den Gast mit seinem Beispiele, nicht ganz ohne Erfolg, zur Nachahmung anzureizen versucht. Zwar war das, was Fritz gezecht hatte, eine Kleinigkeit im Vergleich zu den enormen Quantitäten, die Willisch zu vertilgen für heilige Gastgeberspflicht gehalten, aber es hatte grade genügt, um den geistiger Getränke ungewöhnten Lauter nach der in todenähnlichem Schlaf verbrachten Nacht mit einem so tagenjämmerlichen Morgen zu strafen, wie er ihn seit den Tagen seiner Wanderschaft nicht ein einzigesmal mehr erlebt hatte.

Seit diesem unliebsamen Erlebnis war Fritz vorsichtig ge-

worden. Er nippte nur, wenn Willisch kneipie, und wies mit allem Ernste auf seine Pflichten als ehrlicher Journalist und Berichterstatter hin, der keinen Tag, ja von rechtswegen keine Stunde ungenützt vorübergehen lassen dürfe, wenn er das viele Geld, welches solche Berichterstattung koste, seinen Auftraggebern nicht aus der Tasche stehlen wolle.

Uebrigens fühlte er sich recht behaglich in dem Schlosse von Klein-Feldau, dessen keineswegs reiche, vielmehr etwas altfränkische und stark abgenutzte Ausstattung der neue Besitzer mit dem Gute zugleich übernommen hatte. Die alten, unter der frischen Politur wie geschminkte Kofetten dreinschauenden Möbel hatten für Fritz den Reiz des Ungewohnten und pikant Alterthümlichen; die verblaßten Teppiche in den Zimmern und die dicken Strohmatte auf den Hausgängen kamen ihm vor wie gute, besorgte Freunde, weil sie den Schall der kräftigen Tritte auffingen, wenn die drallen Mäde in ihrer nicht grade übermäßigen Geschäftigkeit im Hause hin- und herstampften. Am allerbesten aber gefielen ihm die mächtigen Pappeln vor den Fenstern, an die er seinen Arbeitstisch gerückt hatte; vom Winde bewegt nickten sie ihm traulich zu und begleiteten seine über die langen Papierstreifen in rascher Arbeitslust hineinleende Feder wie mit unaufhörlichem Beifallsgemurmel.

Ueberhaupt blieb er den Tag über völlig ungestört, nachdem es Willisch einmal mißlungen war, ihn zum Frühschoppen und

zu dem, wie der Herr Rittergutsbesitzer mit Stolz behauptete, von ihm erst erfundenen Nachmittagschlummerchoppen zu verführen. Willisch selber beschäftigte sich des Tages über meist in seinem Garten, wo er pflanzte und jätete, grub und Lattenzäune flüchtete, wie ein Gärtner und Handarbeiter. Begab sich aber Fritz Lauter auf seinen Berichterstatterfahrten nach den im Bau begriffenen Eisenbahnstrecken, so war Willisch stets mit Vergnügen zu seiner Begleitung bereit. Dann wurde der kleine Wagen angespannt, der Willisch vor einigen Monaten auch nach Waltersdorf zur Weihnachtsbescherung gebracht hatte, und lustig ging es über Stock und Stein, wenn es sein mußte, von morgens bis abends viele Meilen weit nach allen Richtungen ins Gebirge hinein.

An einem ungemüthlichen Freitagnachmittag hatten die beiden wieder solch' eine weite Partie unternommen.

Sie waren bis zu jenem, mehrere Meilen entfernten Thal-einschnitte gefahren, den der Baumeister Waldstein mit mächtigem Biadukte zu überbrücken unternommen hatte. Dort hatten sie die unter den Händen von beinahe zweitausend Arbeitern rasch fortschreitenden Vorarbeiten in Augenschein genommen. Willisch hatte alles vortrefflich gefunden und eine so forcierte Lustigkeit zur Schau getragen, wie sie ihn, besonders in letzter Zeit, oft besetzte. Fritz Lauter kehrte von dem geräuschvollen Arbeitsplatze sehr nachdenklich, beinahe niedergedrückt, zurück. Daß ihm hier fast ausschließlich die Laute einer fremden Sprache ans Ohr schlugen, daß die Arbeit, welche hier in so überreichem Maße vorhanden war, nur wildfremden, durch ihre äußere Erscheinung Fritz Lauters Sympathie keineswegs erregenden Menschen zugute kam, während daneben tausende von seinen Landsleuten sich auf einen neuen Hungerwinter vorzubereiten hatten, weil ihnen eben diese Arbeit entging — das war ihm noch nirgend so schwer aufs Herz gefallen, als jetzt, wo er die Schaaren der Italiener am Werke fand.

Hier in der Nähe auch bemerkte man die tiefen Spuren der Erbitterung, welche unter dem eingeborenen Landvolke herrschte. Männer und Greise, ja selbst Weiber und Kinder sah man mit so finstern Antlitz einherschreiten, als ob sie alle auf wilde grausame Rache brüteten. Wie verwandelt waren die Leute in ihrem ganzen Wesen und Benehmen. Sonst, auch wenn es ihnen nur so leidlich erging, waren sie meist frohen Muthes und vor allen Dingen freundlich und gefällig Fremden gegenüber gewesen. Jetzt wichen sie den Fremden aus und schauten sie höchstens mißtrauisch und mißmüthig von der Seite an, gingen, ohne zu grüßen oder gar eine Verwünschung murmelnd, an ihnen vorüber.

Auf der Rückkehr von dem Biaduktbau unterhielten sich Fritz Lauter und Willisch über die Beobachtungen, welche der erstere auf dem heutigen Ausfluge gemacht hatte. Willisch nahm alles auf die leichte Achsel oder that wenigstens so.

„Die Leute sind wüthend, natürlich, und so ganz unrecht haben sie auch nicht. Aber man kann's nun einmal nicht ändern, und da muß man sich den Teufel um so was kümmern. Uns beiden kann's ja ganz egal sein, ob uns die dummen Bauern freundlich oder unfreundlich anglozen.“

„Nun,“ erwiderte Fritz, unangenehm berührt durch den leichtfertigen Ton, welchen Willisch heute hartnäckiger noch festhielt, als sonst meist; „um uns beide ist es mir auch dabei garnicht zu thun; uns unfreundlich anzusehen, haben die Leute ja keine Ursache, und uns gelten ihre bösen Blicke auch nicht.“

Willisch, der auf dem Wege hin und her schon sehr fleißig einer großen, vorjorglich mitgenommenen Cognacflasche zugesprochen hatte, unterbrach ihn mit einem lauten Lachen:

„So? meinen Sie, uns beide ginge das garnichts an. Na, da sind Sie in Ihrer Unschuld doch höllisch schief gewickelt. Sind Sie denn nicht der ‚junge Lasse‘ von dem großen Progenblatte in B., und ich nicht der Strohmann von Gutsbesitzer, der bloß für die Herren vom großen Geldkasten die goldnen Kastanien aus dem Feuer holt, — was meinen Sie?“

Fritz Lauter schaute seinem Gastgeber, der ihm noch nie so sonderbar vorgekommen war, als in diesem Augenblick, sehr verwundert und entrüftet ins Auge.

„Ich verstehe nicht,“ sagte er, während sich sein Gesicht auffällig verfinsterte, „ich verstehe wirklich nicht, was Sie meinen.“

„Na, lieber, junger Freund,“ lachte Willisch, „sehen Sie mich nur nicht so wüthend an. Ich mein's mit Ihnen nicht böse, und wenn ich von jungen Laffen rede, so sag' ich Ihnen bloß, was so die Bauern und Häusler hier reden. Daß die Ihr Blatt nicht leiden können und Ihnen, als dem Berichterstatter des

‚Tageskorrespondenten‘, auch nicht sehr grün sind, hätten Sie lange merken müssen, wenn Sie vor lauter Amtseifer und der argen Arbeitsqualerei sich hier unter dem Landvolke mehr umgesehen hätten.“

Fritz Lauter empfand das wie einen Vorwurf.

„Ich habe mich umgesehen unter den Landleuten, Herr Willisch, und ich halte es für meine Pflicht, mich über die Stimmung doch oben immer unterrichtet zu halten. Ich weiß auch, daß man in vielen Gegenden vom ‚Tageskorrespondenten‘, der anfangs hier sehr gut gelitten war, nicht viel mehr wissen will, aber ich denke, grade meine Berichte haben so sehr zu Gunsten der Ansprüche unserer Bevölkerung gelautet, daß man wenigstens auf keinen Fall mich, den man als den Verfasser kennt, mit Beleidigungen zu verfolgen Ursache finden sollte.“

Willisch zuckte die Achseln.

„Sehr schön gesagt, das. Aber, sehen Sie, wenn der Bauer sich einmal betrogen glaubt, dann sieht er überall Hinterlist und Niedertracht. Und so geht's auch Ihnen, Ihre Berichte halten die Leute für die reine Heuchelei. Schöne Worte führten die großmäuligen Dingeriche aus der Stadt immer im Munde, und der Herr Schweder, der ‚Herr‘ vom ‚Tageskorrespondenten‘, wär's ja just gewesen, der durch seine glatten Worte und scheinheiligen Versprechungen hier die Ortsvorstände und Schulmeister überdöpelte hätte, daß Sie ein großes Geschrei machen mußten, als ob die ganze Welt zugrunde ginge, wenn die Eisenbahn nicht auf der Stelle gebaut würde. Nun hätten sie's soweit gebracht, daß die Eisenbahn gebaut würde, und nun stecken sie das riesige Geld ein, was dabei abfiel, und die armen Leute, die dazu hätten helfen müssen, könnten sich nu's Maul wischen.“

„Und wenn das wirklich so wäre mit den Herren von der Eisenbahndirektion, wenn es auch selbst so wäre mit dem Chefredakteur des ‚Tageskorrespondenten‘, was doch entschieden nicht wahr ist, wie Sie ja ebenso gut wissen, Herr Willisch, als ich, — wie sollten die Leute aber dazu kommen, mich gewissermaßen als Mitschuldigen zu betrachten?“

Willisch lachte schon wieder.

„Ihnen kommt der Chefredakteur vom ‚Tageskorrespondenten‘, der seine, ganz verflucht seine Herr Schweder, wohl wie ein unschuldiges Lämmchen vor?“

„Ich halte ihn wenigstens für einen sehr klugen und sehr achtungswerthen, noblen Mann, Herr Willisch, und ich hoffe, daß das bei Ihnen auch der Fall ist.“

Willisch nahm einen tüchtigen Schluck aus der Cognacflasche und brumnte:

„Meinetwegen. Aber fragten Sie nicht vorhin, wie es wohl möglich wäre, daß man Sie als so eine Art Mitschuldigen der Herren ansieht, von denen sich das Volk hier betrogen glaubt?“

„Gewiß, fragte ich das.“

„Nun sehen Sie, unsere Bauern halten den Herrn Schweder nicht für einen so über allen Zweifel erhabenen Herrn, wie Sie oder wie wir beide, wenn Ihnen das lieber ist. Sie glauben vielmehr, daß von den Willionchen, die beim Eisenbahnbau von denen verdient werden, die nach der dummen Bauern Meinung dabei eigentlich keinen Pfennig wirklich verdienen, daß von diesen Willionchen, sage ich, ein ganz hübscher Theil in Herrn Schweders Händen kleben bleibt.“

Fritz wollte unterbrechen.

„Lassen Sie mich nur 'mal ausreden,“ fuhr Willisch fort. „Die Sache ist nämlich so: Sie und mich hält man für Handlanger, Sie für den vom Herrn Schweder und mich für den von Gott weiß wem.“

„Aber das ist ja abhüchlich. Und das lassen Sie sich so ruhig gefallen? Nun, ich werde so eine schmähliche Beschuldigung weder auf meinem Chef, noch auf mir sitzen lassen.“

Willisch blinzelte ihn schlau lächelnd an.

„Ja, ja, ich weiß, Sie sind wirklich ein grundehrlicher, braver junger Kerl, und deswegen hat's mir von vorn an beinahe weh gethan, möchte ich sagen, daß Sie in eine — so gute, so ganz verteuflert gute Lehre gekommen sind. Wissen Sie, wollen Sie einmal hören...“ Es war, als ob ihm ein unsichtbares Etwas plötzlich den Mund schloße. „Nein, hol' mich der Teufel — Sie brauchen nichts zu hören. Sie haben auch in allem recht, was geht's mich an; ich hab' trotz all' meinem insamen Kerger, den ich hier hab', doch keine Lust, wieder die bewußte Bluse spazieren zu führen.“

Fritz Lauter schüttelte den Kopf.

„Der Cognac, Herr Willisch, wird Ihnen doch zubiel. Lassen

wir also diese Unterhaltung, wir sprechen vielleicht ein andermal mehr darüber. Sagen Sie mir lieber, was das für eine merkwürdig große, altmodische Kutsche ist, die uns da entgegenkommt?"

Willisch schien es angenehm zu sein, daß das Gespräch auf ein anderes Thema überging.

Er schaute nach dem von Fritz Lauter erwähnten Fuhrwerk.

"Alle Wetter," sagte er. "Die hab' ich selber erst einmal gesehen. Das ist ja die Staatskutsche vom Kloster Althaus."

"Kloster Althaus, die große Irrenanstalt meinen Sie?"

Fang von Schwarzfischen an der Küste von Nantucket in Massachusetts. Unser Bild (Seite 388) führt uns an die transatlantische Westküste, und zwar an den flachen, sandigen Küstenraum der Insel Nantucket im nordamerikanischen Staate Massachusetts. Wie alles in den Vereinigten Staaten hat sich auch das seit 1620 kolonisierte und seit 1776 der Union angehörende Massachusetts überraschend schnell entwickelt, wozu nicht nur die günstige Lage zwischen der Bergreihe der Alleghanies, den Flüssen Connecticut und Merrimac und dem Atlantischen Ozean, sondern auch die die Landwirtschaft, Industrie, Handel und Schifffahrt fördernden Landesinstitutionen und die enorme Einwanderung aus Europa beigetragen hat. (Die Anzahl der Einwanderer im ersten Quartal des laufenden Jahres beziffert die New-Yorker Hafenbehörde auf 35 825 Köpfe.) Gleichen Schritt mit der Entwicklung des Staates Massachusetts hat die in seinen Verband gehörende Insel Nantucket mit ihrem gleichnamigen Hauptort gehalten. Die elenden Hütten haben zierlichen Villen Platz gemacht, seitdem das Fischerdorf Nantucket zu einem berühmten Seebad geworden ist, das neben Long-Branch, Atlantic City und Newport genannt wird. Aus allen Theilen der Union kommen Gesunde und Kranke auf die schöne Insel Nantucket, um sich in der herrlichen Seeluft neue Lebenskraft zu holen und sich auf längere oder kürzere Zeit mit dem Fischfang zu vergnügen, der hier wie in allen Seebädern Nordamerikas die Lieblingsbeschäftigung der Badegäste ausmacht. Um dem Schwarzfisch nachzustellen, wird von mehreren Badegästen ein erfahrener Bootführer engagiert, der die Lagerplätze dieser fähnen und gefährlichen Seeräuber kennt, die sich immer heerdenweise im Meer und an den Mündungen größerer Flüsse herumzutreiben pflegen. Lohnender wird die Jagd, wenn sich eine größere Anzahl von Booten zur Umringung der Lagerplätze der Schwarzfische aufmacht und sie dem Ufer zutreibt, wie es unser Bild darstellt. Zu Zeiten der Stürme kommt es vor, daß Schwarzfische massenweise an das Ufer verschlagen werden, wo sie ein sicherer Tod erwartet, denn die Bewohner wissen sehr gut ihren Spieß zu schärfen, der einen gesuchten Thran gibt; viele finden auch das Fleisch recht schmackhaft. Der Schwarzfisch gehört zu der Spezies der delphinartigen Wale (Denticete). Wie der gemeine Delfin schießt er pfeilschnell vorwärts, umkreist die Schiffe, hebt neugierig den ungeschlachten Kopf empor und taucht schnell wieder unter. Er ist ein Seesäugethier mit sehr großem, nicht vom Kumpf abgesetztem Kopf, nackter Haut, vorstehenden Lippen und auf der Stirn stehenden Nasenöffnungen. Die Oberhaut ist verhältnismäßig dünn, die Lederhaut aber schließt eine dicke Specklage ein. Die Sinnesorgane scheinen im Wasser sehr viel, außerhalb desselben sehr wenig zu leisten. Deshalb ist das Thier, wie es unser Bild zeigt, auf den Strand getrieben, mit Ausnahme der Schweifstosse, wehrlos. Das Weibchen wirft nach zehn Monaten ein bis zwei Junge. Die Mutter nimmt sich der Jungen mit großer Liebe an und verteidigt sie rücksichtslos. Der Schwarzfisch würde wahrscheinlich ein sehr hohes Alter erreichen, wenn ihn die unerfättliche Jagdlust des Menschen nicht daran hinderte. Trotdem der Schwarzfisch vom 64. bis zum 75. Grad nördlicher Breite und wahrscheinlich wohl auch südlicher Breite vorkommt, wird er, gleich den Bewohnern der europäischen Hochgebirge, den Genssen und Steinböden, bald zu den Seltenheiten gehören, um in nicht zu ferner Zeit als Opfer seines thranreichen Mantels völlig ausgerottet zu werden. Die Jagd auf die Wale war den alten Völkern, wegen ihres Schauplatzes in den nördlichen Meeren, nicht bekannt. Die erste Kunde davon datirt aus dem 9. Jahrhundert. Schon um diese Zeit wurde sie von den Norwegern betrieben, wie uns skandinavische Tradition meldet. Zu ähnlichem Zweck drangen die Wäsen im Jahre 1372 bis zum 50. Grad nördlicher Breite in die St. Lorenzbay an die Gestade der Insel Newfoundland und später, wohl wegen Abnahme der Jagdbeute, bis ins Eismeer vor. 1614 benutzte die „Nordische Gesellschaft“, von holländischen Nhedern gegründet, die Jagdgründe des Atlantischen Ozeans aus, wie es vor ihnen schon 1598 eine englische Gesellschaft gethan hatte. Im Jahre 1615 forderte Dänemark, in der Voraussetzung, Spitzbergen sei ein Theil von Grönland, von den Engländern Tribut oder Antheil an den Erträgen des Walfischfangs. Die „Thranfrage“ hätte beinahe zwei jesajahrende Nationen in Krieg verwickelt, zum Glück wurde sie dadurch aus der Welt geschafft, daß jede Nation ein besonderes Jagdrevier erhielt. Das massenhafteste Erscheinen oder das gänzliche Fernbleiben der Wale hängt, wie das der Heringe, von Naturgesetzen ab, die uns vorderhand vollständig unbekannt sind, aber jedenfalls mit den klimatischen Verhältnissen der Polarzone zusammenhängen. Die Moskowitzische

„Natürlich, die Irrenanstalt. Da bringen Sie wieder so einen armen Teufel, der vor lauter Freude über die schöne Welt sein bischen Verstand verloren hat.“

Der Wagen fuhr an den beiden vorüber.

„Drei Frauen saßen darin,“ sagte Fritz Lauter, als die große, festgeschlossene Kutsche des Irrenhauses, an deren Wagenfenstern die Vorhänge aber nicht herabgelassen waren, vorbei war.

„Drei Frauen und ein Mann,“ bestätigte Willisch. „Und der Teufel soll mich holen, wenn ich von den drei Frauen nicht wenigstens zwei kenne.“

(Fortsetzung folgt.)

Kompagnie büßte ihr gesamtes Gründungskapital ein, weil die Wale ein paar Jahre um New-Foundland recht rar geworden waren, und man im 17. Jahrhundert ihre Tummelplätze in den arktischen Gewässern noch nicht kannte. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts besuchte der Walfisch die nordamerikanischen Küsten in so großer Zahl, daß die Jagd mit Booten betrieben werden konnte. Später entwickelte sich dieselbe mit größeren Schiffen zu hoher Blüthe, und 1858 betrug der Gehalt ihrer Schiffe 198 000 Tonnen und der Ertrag belief sich auf mehr als 30 mill. Mark. Der englische Walfischfang war im J. 1866 mit nur 35 Schiffen vertreten und lieferte ein Erträgniß von beiläufig 2 Millionen Mark. Bei der sinnlosen Massenvertilgung der sich nur langsam fortpflanzenden Wale ist ihr gänzliches Verschwinden nur eine Frage der Zeit. Unsere Nachkommen werden sich ihren Thranbedarf in den antarktischen Gewässern (Polarmeer der südlichen Halbugel) holen müssen. J.

Oberstein. (Bild Seite 389.) Wohl nirgends ist ein Thal zu finden, wo in gleicher Fülle auf so engem Raum die seltensten landschaftlichen Reize mit historisch hochbedeutenden Erinnerungen und den lieblichsten Gebilden der Sage sich so zusammendrängen, wie dort, wo zwischen ruinengekrönten Felsen die rebenumgürtete Nahe dem Vater Rhein zueilt. Romantisch ist es überall, doch nicht allerorten hat die Natur ihre Gaben in so verschwenderischer Weise ausgegossen, wie um die Mündung der Nahe. Unser Bild führt uns in die rauhe, unwirthliche Gegend der oberen Nahe, nach Oberstein, dessen Umgebung zahllose Schlupfwinkel mittelalterlicher Schnapphähne aufweisen kann. Bis auf unsere Tage hat sich das Buschfleppertium erhalten, denn in der nicht weit von Oberstein entfernten Ruine Montfort hauste der berüchtigte Sinderhannes, dessen Schandthaten noch in der Erinnerung älterer Leute fortleben. Zur Ehrenrettung der Nahehalbewohner wollen wir aber noch hinzufügen, daß sich in ihrem Heimatfluß auch die klassischen Reste der Ebernburg spiegeln. Dieser Stammisß des ritterlichen Kampfes Franz von Sickingen war der Zuchtort der fähnen Freiender Ulrich von Hutten, Melancthon, Aquila, Bucer und Decolampadius. Das Städtlein Oberstein ist jetzt durch seine Achatindustrie in der ganzen Welt bekannt. Hoch oben auf steilem Melaphyrfelsen sieht man die Trümmer zweier Burgen hängen, der Alten und der Neuen Burg und darunter die vorzüglichste Sehenswürdigkeit des Ortes, eine Kirche, mühsam aus der harten, senkrechten Steinwand herausgemeißelt. 150 Felsenstiegen führen zu ihr hinauf. Im Schiff der im romanischen Styl aufgeführten Kirche sprudelt ein heller Duell. Wir lassen uns von dem Küster die Entstehungsgeschichte des Kirchleins erzählen. Der Schlüsselbewahrer deutet mit wichtiger Miene auf das in schwindelnder Höhe über uns hängende Gemäuer der Alten Burg und beginnt im näselnden Tone: „Vor alten Zeiten hausten da droben zwei Brüder, Wyrich und Emich genannt, von denen der ältere die Ragen nicht leiden konnte. Einmal hat Emich scherzeshalber seinem Bruder einen Kater in den Stiefel gesteckt, welcher grausam getreißt und gesaußt, als Graf Wyrich mit dem Wein hineinfuhr. Zu grimmigem Zähorn hat der Gefoppte den Bruder vom Felsen hinabgeschleudert. Nach vollbrachter That von Gewissensbissen gefoltert, wallfahrte er nach Jerusalem, wo er mit dem Bedeuten Vergebung für seine schwere Schuld erhielt, er solle mit eigenen Händen an der Stätte eine Kirche erbauen, wo er des Bruders Blut vergossen.“ Ein schweres Stück Arbeit für ein paar Menschenhände, wenn man die Härte der Melaphyrfelsen in Betracht zieht. Wahrscheinlich haben dem jähzornigen Wyrich einige hundert Hörige geholfen. Doch kehren wir von der Legende zur Wirklichkeit zurück. Die stolze Weste der Grafen von Oberstein hat der Raub der Zeit zernagt und aus den ärmlichen Hütten ihrer Leibeigenen sind stattliche Häuser geworden. Das ist der Segen der Arbeit — der Achatisleiherei. Dieselbe beschäftigt etwa 6000 Personen in Oberstein und dem benachbarten Jbar. Der Werth der jährlich umgesetzten Waaren, bestehend aus Reibschalen, Glättsteinen, Kameen, Ringsteinen, Akrassen, Armbändern, Rosenkränzen, Stockknöpfen, Messerstielen und vielen andern Kleinigkeiten, dürfte eine million Thaler betragen. Es ist ein saures Stück Arbeit, welches die obersteiner Achatisleiher im Schweiß ihres Angesichtes verrichten. Da der Arbeiter alle Kraft anwenden muß, um das zu schleifende Achatstück an den Schleifstein in den Achatmühlen anzudrücken, so liegt er mit Brust und Leib auf einem niederen Schemel mit ausgestreckten und an starken Querleisten angefestigten Beinen. Das Vertiefen von Schalen, Mörsern, Tassen u. dgl.

geschieht auf kleinen Steinen von entsprechendem Durchmesser, das Poliren meist auf Walzen von hartem Holze, die mit feinem feuchten Tripel oder Bolus bestrichen werden. Zum Bohren des Achat bedient man sich rasch gedrehter Stahlstifte mit Diamantstaub oder Diamantstücken. Zum Glid haben die Achat schleifer wenig Konkurrenz zu befürchten, weil ihr Material nur noch in Uruguay in Amerika und in Schottland in Sachsen vorkommt. Der Achat ist eine gestreifte Kieselablagerung, deren einzelne Streifen verschiedene Farbe und Dichtigkeit zeigen. Er besteht vorzüglich aus verschiedenen Varietäten von Chalcedon, d. i. mikrokrystallinische Kieselsäure, und die einzelnen Lagen zeigen bald gröbere, bald feinere Struktur und sind oft äußerst dünn, so daß ein paar hundert auf einen Millimeter kommen. Die Farbe rührt gewöhnlich von Eisen- und Manganverbindungen her, doch sind die Dnyze (schwarz und weiße Lagen) meist künstlich gefärbt. Diese Kunst war schon den Griechen und Römern bekannt, blieb aber bis in dieses Jahrhundert Geheimniß römischer Steinschneider, vielleicht durch Tradition, und wird erst seit etwa 1830 in Oberstein betrieben. Die Möglichkeit, den Achat zu färben, beruht auf der verschiedenen Natur seiner Lagen, von denen die einen porös genug sind, um Flüssigkeiten aufzusaugen, die anderen nicht. So werden gegenwärtig Dnyze künstlich bereitet. Das Färben wird meist erst an den geschliffenen Steinen vorgenommen, obwohl die Farbe tief in die Steinmasse eindringt und auch auf dem Bruch mehr oder weniger hervortritt. Namentlich werden aber die künstlichen Modasteine Moos-Achat mit verschieden gefärbten Blasen erst nach dem Schleifen dargestellt, indem auf die mit Kochsalzlösung gebeizten Steine die moosartigen Dendritenformen mit salpetersaurem Silber aufgezeichnet werden. Das entstehende Chlor Silber schwärzt sich allmählich an dem Licht, wodurch die Zeichnung sichtbar hervortritt. Das Schleifen des Achat geschieht in den oben erwähnten Mühlen auf großen Schleifsteinen von Vogesensandstein, welche am äußeren Umfang theils ebene Bahnen, theils Hohl- und Rundkehlen haben, die von den Schleifern geschickt benützt werden, um den Gegenständen verschiedene Formen zu geben. Die Achat schleifer sind trotz schwerer Arbeit und largem Lohn, wie fast alle Anwohner des Rheins und seiner Nebenflüsse, ein kräftiger Menschenschlag, stets aufgelegt, beim vollen Becher des Lebens Ungemach zu vergessen.

Y.

Ueber den Einfluß von Fabrik- und Straßengeräuschen auf Menschen und Gebäude hat Prof. Reclam in Leipzig eine interessante Abhandlung geschrieben in Form eines hygienischen Gutachtens über die ihm von dem Leipziger Hausbesitzer W. zur wissenschaftlichen Entscheidung vorgelegte Frage

„ob der Dampfhammer, welchen die Besitzer der Fabrik, G. A. Zaud, in ihrem Fabriklokale, Sternwartenstraße Nr. 31 (ohne vorher erlangte Konzession) errichtet haben, Geräusche und Erschütterungen hervorruft, welche in dem Sternwartenstraße Nr. 33 gelegenen Hause wahrgenommen werden können oder müssen?

und ob diese Geräusche und Erschütterungen, dafern sie vorhanden, so stark sind, daß sie Nachtheile für die Gesundheit herbeizuführen im Stande wären?“

Prof. Reclam beschreibt die Eindrücke, welche er bei der Untersuchung der Sachlage gewonnen hat, wie in möglichst gedrängtem Auszuge folgt:

Als ich die Wohnung des Geheimrath L. betrat, war der Dampfhammer nicht in Thätigkeit. Sehr bald mußte ich bemerken, daß trotz des lebhaften Gesprächs sich Hämmern und Klirren, wie von einer Schmiede bemerkbar machte, während zugleich ein lang anhaltender scharrender Ton, wie von einem Göpelwerke, dazwischen hörbar wurde. Nach kurzem Warten erscholl lebhaftes heftiges Hämmern, von welchem ich gleichzeitig den Schall und die Erschütterung des Hauses wahrnahm. Ich bemerkte hierbei, daß diese Erschütterungen fühlbar wurden, obwohl ich auf einem gepolsterten Stuhle saß, mithin der Uebertragung durch die weiche Polsterschicht größere Hindernisse entgegengebracht wurden, als wenn ich auf einem mit Rohrgeflecht oder Brett versehenen Stuhle mich befunden hätte. — Wir verfügten uns über den Korridor der Wohnung hinweg in das gegenüber gelegene Schlafzimmer und die daran stoßende Kammer. Hier waren Geräusch und Erschütterungen so stark, daß ich den Besicherungen vollständig Glauben beimesse: man vermöge es nicht im Bette anzuhalten, wenn der Dampfhammer in Thätigkeit gesetzt wird. Man fühlte mit der Hand deutlich die Erschütterungen der Wand. Auch in dem anstoßenden, durch fünf Räume von der dem Dampfhammer zunächst liegenden Wand getrennten Zimmer waren Geräusch und Erschütterung noch deutlich wahrnehmbar und so stark, daß man sich dieser Wahrnehmung nicht hätte entziehen können,

auch wenn man seine Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand lenkte. Ich erhielt die Ueberzeugung aus eigener Wahrnehmung, daß es unmöglich sei, in diesem Gemach geistige Arbeiten vorzunehmen, anhaltend nachzudenken, so lange der Dampfhammer in Bewegung wäre.

Es ergab sich, daß während meiner Anwesenheit der Dampfhammer im Mittel 150 Schläge in der Minute ausführte, — was die Erschütterung des Hauses mehr als genügend erklärt.

Prof. Reclam hält jedoch solche Geräusche nicht nur für arbeitsstörend, sondern auch der Gesundheit der unfreiwilligen Hörer nachtheilig. Er sagt: Bei dem gegenwärtig üblichen Bau der Städte, bei welchem die einzelnen Häuser dicht aneinander in eine Reihe gesetzt werden, und kein Zwischenraum zwischen jenen besteht, ist es unvermeidlich, daß der Bewohner eines Hauses durch Erschütterungen und Geräusche heimgesucht werde, welche im Nachbargrundstück ihren Ursprung haben. Wenn dort ein schwerer Gegenstand zu Boden fällt, oder geworfen wird, so theilt sich die Erschütterung dem Nachbarhause mit. Jede sinnliche Wahrnehmung kommt nun dadurch zu Stande, daß bei der Thätigkeit des betreffenden Sinnesorgans ein Theil des Stoffes, welcher zu seiner Ernährung dient, zerlegt und unbrauchbar gemacht wird; dieser unbrauchbar gemachte Stoff muß aus dem Blute mit Hilfe des Stoffwechsels erjert und erneuert werden. Es findet also in dem betreffenden Sinnesorgane eine erhebliche Steigerung des Stoffumsatzes statt. Erfahrungsgemäß hat eine derartige Erhöhung des Stoffumsatzes in der Perzeptionsfähigkeit des betreffenden Sinnesorgans eine Umänderung zur Folge, welche man als „erhöhte Empfindlichkeit“, „gesteigerte Reizbarkeit“ des Organs in der Medizin zu bezeichnen pflegt, und welche sich nachweisbar dadurch kund gibt, daß die Empfindungswahrnehmungen zuerst übermäßig deutlich, — später etwas undeutlicher, dann lästig, hierauf von Schmerzen begleitet auf das Organ einwirken. Es ist dies eine aus den Gewerbetrantheiten längst bekannte Thatsache, für deren Nachweis ich nur das eine Beispiel anführe, daß Klavierstimmer, welche anhaltend das Tönen des Instrumentes wahrnehmen und Schallwellen der angeschlagenen Tasten verfolgen, nach einiger Zeit eine Abnahme in der Schärfe ihres Gehörs verspüren, darauf aber zuerst von unangenehmen Empfindungen und schließlich von den heftigsten Schmerzen im Gehörorgan geplagt werden. Jeder einer selbständigen Thätigkeit fähige Theil unseres Körpers wird durch das Uebermaß der Thätigkeit, namentlich durch deren lang anhaltende Dauer in ähnlicher Weise beeinflusst, — wie ja auch der Schreibkrampf lehrt, welcher durch zu anhaltendes Schreiben hervorgerufen wird. Bezüglich der unwillkürlich von außen auf uns einwirkenden Sinneswahrnehmungen ist noch zu erwägen, daß für uns ein unangenehmes Gefühl dadurch hervorgerufen wird, wenn dieselben sich unserer Wahrnehmung und unserer Aufmerksamkeit gleichsam aufdrängen. Man sucht durch Ablenken der Aufmerksamkeit diesen Sinneswahrnehmungen zu entgehen, und gelangt dadurch in eine geistige Erregung, welche im hohen Grade unangenehm und peinlich ist. Am meisten ist dies der Fall, wenn die sinnliche Wahrnehmung nicht unausgesetzt auf uns einwirkt, sondern in größeren oder kürzeren Zwischenräumen. So kann man sich an ein feststehendes, unausgesetzt strahlendes Licht in gewissem Maße gewöhnen, und befindet sich in gleichem Falle einem unausgesetzt wahrgenommenen Tone gegenüber. Man gelangt schließlich dahin, daß man das Licht nicht mehr sieht, den Ton nicht mehr hört. Selbst bei klappernden Geräuschen, z. B. dem Klappern beim Gange einer Mühle, ist dies der Fall. Wird dagegen die Sinneserregung nur von Zeit zu Zeit auf uns einwirken, so daß zwischen den Wahrnehmungen eine Ruhepause sich befindet, so drängt sich uns die Einwirkung in solcher Weise auf, daß wir uns dem Aufmerken nicht entziehen können. Dies ist z. B. der Fall, wenn ein Licht zeitweilig in den Sehkreis unseres Auges gelangt und wieder verschwindet; — das unangenehme Gefühl der Blendung, welches durch einen von der Sonne beschienenen Flügel eines Doppelfensters an einem gegenüberliegenden Hause hervorgerufen wird, sobald der Wind das Fenster hin und her bewegt, findet darin seinen Grund. Weil derartige Sinnesempfindungen deutlicher wahrgenommen werden, hat man bei den Leuchthürmen während der letzten fünfzehn Jahre das unterbrochene Licht eingeführt, dessen von Zeit zu Zeit sich wiederholendes Aufblitzen vom Seefahrer unwillkürlich mit größerer Sicherheit wahrgenommen wird, als ein stetig strahlendes Licht. Diese Eigenschaft der Aufdringlichkeit hat nun der Dampfhammer in hohem Grade, da er bald angelassen, bald wieder unterbrochen wird. Die Zwischenzeit der „Ruhe“ befähigt das Gehörorgan zu schärferem Wahrnehmen, und bedingt die Unmöglichkeit, das Geräusch des Dampfhammers zu überhören oder sich an dasselbe zu gewöhnen. Letzteres würde aber schon von dem Willen unmöglich sein, weil das Geräusch zu stark, und weil es von einer Erschütterung begleitet ist.

(Schluß folgt.)

Inhalt. Idealisten, von Rudolf Lavant. — Irrfahrten, von L. Rosenbergs (Fortsetzung). — Zum neunten Mai. Ein Gedenkblatt von Bruno Geiser (Fortsetzung). — Verbrennung und Wärmeeffekt unserer Brennstoffmaterialien, von Rothberg-Lindener (Fortsetzung). — Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph v. B. . . . (Fortsetzung). — Fang von Schwarzsicheln an der Küste von Kantudet in Massachusetts (mit Illustration). — Oberstein (mit Illustration). — Ueber den Einfluß von Fabrik- und Straßengeräuschen auf Menschen und Gebäude.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.

Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.